Natur,

Welt und Leben.

Gedichte

von

Heribert Rau
Verfasser der neuen Stunden der Andacht.

Mit dem Bildniss des Verfassers.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1856.

Natur,

Welt und Leben.


N. Photographi von
M. Lämmel, Leipzig.
Heribert Rau

Natur,
Welt und Leben.

Gedichte

von

Heribert Rau

Verfasser der neuen Stunden der Andacht.

Mit dem Bildniss des Verfassers.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1856.

Dem

deutschen Volke eine freundliche Gabe

vom

Verfasser.

Erstes Buch.

Natur, Welt und Leben.

Natur.

Wer saget: die Natur sei todt,
Der kennt sie nicht, der hat sie nie verstanden;
Sie, deren Lieblingskind wir sind,
Die uns umschlingt mit tausend zarten Banden.

Wohl ist sie ewig stumm für dich,
Wenn du dein Ohr geflissentlich verschließest;
Wohl ist sie eisig, kalt und leer,
Wenn du in ihr dich selber nur genießest.

Doch gehst du einsam deinen Pfad,
Durch grüne Waldesnacht, so kühl und düster,
Dann grüßt dich aus dem Blätterdach
Der Waldesgeister trauliches Geflüster.

Es spricht zu dir der leise Wind,
Es ruft der Sturm dir zu in wildem Brausen,
Es murmelt der geschwätz'ge Quell,
Von Kräften, die in Höh' und Tiefe hausen.

Der Berg erzählt von jener Zeit,
Da zischend, glühend er emporgestiegen;
Sie künden die Geschöpfe dir,
Die — jetzt als Stein — zu deinen Füßen liegen.

Der Grashalm spricht: Kennst du mich auch?
Die Zellen all, aus welchen ich gewoben?
Schau hin, die Riesenschwester dort,
Die Eiche, hat ein gleich Gesetz gehoben.

Sieh'! so belebt sich die Natur,
Versteht dein Geist ihr Wesen aufzuschließen,
Und wie so selig ist der Trost,
Den jene Stimmen in die Seele gießen.

Mein Gottesdienst.

Hinaus, hinaus in die Natur!
Wo Bergè ragen, Wälder rauschen,
Wo auf der bunten Wiesenflur
Die Blumen liebend Küsse tauschen,
Wo über Flüsse, Seen und Land
Der Himmel seine Kuppel spannt!

Hinaus, hinaus und aufgeschaut,
Wie hier die Bienen Honig suchen,
Der Vogel sich sein Nestchen baut,
Die Rehe aus den Büschen lugen,
Und alle Wesen, groß und klein,
Sich ihres schönen Daseins freu'n.

Hinaus, hinaus! Hier ist mein Dom,
Hier fühl' den Gottesgeist ich walten,
Ihm braust der Sturm, ihm rauscht der Strom,
Millionen Blüthen sich entfalten
Und hauchen ihren süßen Duft
Zum Preis des Schöpfers in die Luft.

Und groß und selig wird es mir
Und froh im Herzen, ungemessen,
Und all' mein Denken, Fühlen hier
Ist ein Gebet, das unvergessen
Und ewig in der Seele ruht,
Als heil'gen Dankes reine Gluth!

Hinaus, hinaus! wenn still die Nacht
Den Sternenschleier ausgebreitet,
In ihrer hohen, heil'gen Pracht
Die Blicke nach dem Himmel leitet,
Und all' der Sonnen funkelnd Licht
Ein stilles „Vater unser" spricht!

Dann fühl auch ich: Du bist mir nah,
Du ewig unerforschlich Walten! —
Bist, wie vor Ewigkeiten, da,
Um ewig Neues zu gestalten;
Dein Auge nur vermag zu sehn,
Wie Sonnen kommen, Sonnen gehn!

Und schlagen Töne an mein Ohr,
Erhabner Harmonien Rauschen,
So tragen sie mein Herz empor,
Und betend möcht' ich ihnen lauschen.
Und in Entzücken still versenkt
Mein Geist der ew'gen Liebe denkt.

Und was die Kunst sonst Großes schafft,
Was herrlich sie weiß zu gestalten;
Was genial mit Geisteskraft
Bekundet schöpferisches Walten,
Ich ehr' in ihm den Schöpfergeist,
Der schaffend durch das Weltall kreist.

Ich fühl' ihn in des Dichters Sang,
Wenn er auf der Begeistrung Schwingen
In seiner Seele heil'gem Drang
Auch mir mag Herz und Geist bezwingen,
Auch mich für Edles froh belebt
Und zu dem Ewigen erhebt.

Ich fühl' ihn in des Denkers Wort,
Das neue Welten mir erschließet,
Das für der Wahrheit heil'gen Hort
In mächt'gem Strome sich ergießet,
Das klar, vernünftig, rein und hell
Entsprudelt dem Gedankenquell.

Ich bete, wie man beten kann,
Wenn selbst ich schaffend Gutes thue;
Wenn ich als wack'rer Biedermann
Auf wohlverdientem Lorbeer ruhe;
Ich bet' so recht im schönsten Sinn,
Wenn ich vergnügt und glücklich bin.

So denk' ich, bet' ich schlicht und recht;
Halt Gottesdienst im Herzensfrieden,
Bin keines Priesters feiger Knecht,
Und hab den Himmel schon hienieden.
Ich bin mir ja in tiefster Brust
Der Gottesfülle selbst bewußt!

Der Elfentanz.

Um Mitternacht, um Mitternacht,
Wenn alle Welt im Schlummer;
Das Menschenherz, vom Schlaf umfacht,
Vergessen Gram und Kummer, — —
Dann regt es sich, bewegt es sich
In allen Blüthen minniglich,
Aus rothen, gelben, blauen
Gar zarte Elfen schauen.

Und wie der Wind manch holdes Kind
Schlüpft aus dem weichen Kelche,
Daß in der Luft so süß und mild
Im Mondenschein es schwelge.
Und drüben an der Wiese Rand
Da tanzen sie dann Hand in Hand,
Die kleinen, duft'gen Wesen,
Viel Tänze auserlesen.

Wie schnell sich's dreht! wie leicht das geht!
Wie zärtlich sie sich schmiegen,
Als wenn ein leises Lüftchen weht,
In dem sich Blumen wiegen.

„Doch aufgeschaut! der Morgen graut!
Fort! fort! eh' noch der Himmel blaut!“
Das ist ein Rennen, Hüpfen,
Und in die Kelche Schlüpfen.

Beim Morgenroth, beim Morgenroth
Ist Alles wie beim Alten,
Die Welt liegt wieder still und todt,
Die Blumen sich entfalten.
Doch wie so weh das Scheiden that,
Das kündet euch die nasse Saat:
An Halm- und Blätterspitzen
Die Elfenthränchen blitzen!

Hosiannah.

O Herr, dir jubelt die Natur:
Hosiannah!
Dir jauchzet jede Creatur:
Hosiannah!
Die Blum' in ihrer Wunderpracht,
Die sternenhelle Mitternacht,
Sie rühmen deine Größe.

Im Morgenhauche dampft die Welt:
Hosiannah!
In Wogen rauscht das Aehrenfeld:
Hosiannah!
Der Wald in feierlicher Ruh',
Er ruft durch jedes Blatt dir zu:
Ja, groß ist Gottes Güte.

Das Vöglein unterm Laubdach singt:
Hosiannah!
Die gold'ne Sonne niederwinkt:
Hosiannah!
Was lebt und webet fern und nah,
Das jubelt dir: Hallelujah!
Groß ist des Ew'gen Liebe.

Und selig tönt's in meiner Brust:
Hosiannah!
Dir Schöpfer aller Lebenslust:
Hosiannah!
Voll Dank und Liebe preist mein Herz
Dich, Herr und Vater, allerwärts,
Im Leben und im Tode.

Sehnsucht nach den Bergen.

In den Bergen möcht' ich wohnen,
Nach den Bergen zieht mich's hin,
Wo die zack'gen Felsenkronen
Kühn sich in die Wolken ziehn;
Wo, von Klipp' zu Klippe tosend,
Sich der Waldbach schäumend stürzt,
Mit den frischen Winden kosend,
Alpenros' die Lüfte würzt.

In den Bergen möcht' ich hausen,
Wo durch Kluft und Waldesnacht
Fessellos die Stürme brausen;
Wo in ewig junger Pracht
Sich der Gottheit Kleid entfaltet;
Und, verscheucht von Thal und Au,
Die verfolgte Freiheit waltet,
Hoch, im lichten Aetherblau.

In den Bergen möcht' ich leben,
Wo so still und wunderbar
Die Gedanken mich umschweben,
Wie die Lüfte rein und klar;

Wo erhaben und poetisch
Mir Natur entgegenlacht,
Und durch ihren Hauch prophetisch
Meines Geistes Auge macht.

Von den Bergen möcht' ich singen
Dann ein jubelnd Siegeslied,
Das, auf der Begeistrung Schwingen,
Kühn durch alle Lande zieht:
„Die jetzt nur auf Höhen wohnet,
Von den Blöden arg verkannt,
Einst ob aller Reiche thronet
Siegreich über Meer und Land.

Freiheit! Du wirst von den Bergen
Jauchzend in die Thäler ziehn,
Und der Knechtschaft feige Schergen
Werden deinen Odem fliehn.
Unter deinem kräft'gen Walten
Wird die Menschheit auferstehn,
Reich den innern Werth entfalten,
Rasch dem Ziel entgegen gehn.

Einen Glauben wirst du bieten:
Den, daß Glaubenszwang ein Wahn!
Und daß unsres Herzens Frieden
Keinem Priester unterthan.

Einen Herrscher wirst du künden:
Die Vernunft, die siegend dann
Sich ein ewig Reich wird gründen,
Das kein Gott mehr stürzen kann.

Einstens schlägt die schöne Stunde,
Sei es früh auch, sei es spät,
Wo die tröstlich hehre Kunde
Um des Erdballs Feste weht:
Die auf Höhen nur gewohnet,
Von den Blöden arg verkannt,
Jetzt ob aller Reiche thronet,
Siegreich über Meer und Land." —

In den Bergen möcht' ich wohnen,
Nach den Bergen zieht mich's hin,
Wo die zack'gen Felsenkronen
Kühn sich in die Wolken ziehn;
Wo, von Klipp' zu Klippe tosend,
Sich der Waldbach schäumend stürzt,
Mit den frischen Winden kosend,
Alpenros' die Lüfte würzt.

In den Bergen möcht' ich hausen,
Wo, durch Kluft und Waldesnacht,
Fessellos die Stürme brausen;
Wo in ewig junger Pracht

Sich der Gottheit Kleid entfaltet,
Und, verscheucht von Thal und Au,
Die verfolgte Freiheit waltet,
Hoch, im lichten Aetherblau! —

Frühlingsmorgen.

Frühlingsmorgen, Lichtgebilde!
Wie die Luft so still und milde;
Der heitere Himmel, die grünenden Bäume,
Die schwellende Brust mir voll seliger Träume,
Und das Herz von Liebe schwer;
Frühlingsmorgen licht und hehr!

Frühlingsmorgen, Auferstehen!
Rings umher ein mächtig Wehen!
Die Blumen sie sprossen, und jegliches Leben
Du siehst es so frisch und so fröhlich sich heben,
Keines ließt du liebeleer,
Frühlingsmorgen licht und hehr!

Frühlingsmorgen, holder Knabe!
Dankbar nehm' ich deine Gabe:
Den heiteren Sinn und das fröhliche Streben,
Die beide dein himmlisches Lächeln mir geben;
So jeder Sorge baar und leer,
Frühlingsmorgen licht und hehr! —

Frühlingsmorgen, Lichtgebilde!
Wie so hold, so still und milde!
Dir gleiche das Leben. Von Wonne umflossen
Sei fröhlich und leicht es, wie du jetzt genossen,
So selig und so liebeschwer,
Frühlingsmorgen licht und hehr!

Einsam.

Wie ist es selig, einsam sein
Im Wald, auf grüner Flur;
Bin ich doch einsam nicht allein,
Um mich lebt die Natur.

Wie die Geliebte schmiegt sie sich
An meine volle Brust;
So liebend warm, so inniglich
In traulich stiller Lust.

Dann flüstert sie verschämt mir zu
So manches ernste Wort,
Und wiegt das Herz in süße Ruh',
Und scheucht die Sorgen fort.

Scheint auch der Welt die Einsamkeit
So unerträglich leer,
Glaubt mir, sie schüttet Seligkeit
Und Glück rings um mich her.

Sie däucht mir wie ein kleiner Bach,
Der kaum den Nachen trägt;
Doch siehe! wie er allgemach
Erwächst und Wellen schlägt.

Denn von den Ufern gießen sich
Stets neue Ströme ein;
Die Wasser wachsen männiglich,
Die Ufer werden klein.

Das Bächlein ward zur weiten See,
Voll Inseln himmlisch schön, —
Ich ruf' der Welt ein froh: „Ade!"
Will sie nicht wiedersehn.

Mainacht.

O süße, süße Maiennacht,
In deiner milden Zauberpracht
Umfängst du sanft die Erde,
Und drückest sie voll Mutterlust
An deine volle, üpp'ge Brust,
Auf daß sie selig werde.

Wie wehen deine Winde lau,
Wie ist dein Himmel dunkelblau
Und reich besäet mit Sternen.
Und all der Blüthen würz'ger Duft
Erfüllet rings die Lenzesluft,
Die Nähen und die Fernen.

O, wiege doch mich selig ein,
Du Nacht in deinem Mondenschein,
In deinem heil'gen Schweigen.
Dann sinkt ein Traum wohl, wundersüß —
Ein Blümchen aus dem Paradies —
Von deinen Blüthenzweigen.

Auf dem See.

Schwanke, o schwanke,
Zierlicher Kahn,
Sinke und steige
Himmelan!
Gleite mit Schnelle
Auf tanzender Welle
Ueber die Fluthen,
Röthlich von Gluthen
Sinkender Sonne.
Himmlische Wonne,
Wenn du dann plötzlich,
Selig ermattend,
Langsamer ziehst.
Und nun die hellen
Schäumenden Wellen
Liebend sich schmiegen,
Schaukelnd dich wiegen.
Grünende Ufer,
Blumenreiche,
Spiegeln im Teiche
Farbenpracht,
Und aus der Nacht

Schattiger Bäume
Schallen wie Träume
Ferner Jahre
Wunderbare
Süße Lieder
Zu uns nieder.
Rebenhügel,
Liebewarm,
Schlingen traulich
Ihren Arm
Um die laue Fluth,
Die im Schooß des engen Thales
Friedlich ruht.

O wie wonnig,
O wie sonnig
Wird mir's in der Brust!
Mit den Fischen möcht' ich springen,
Mit den Vöglein möcht' ich singen,
Mit den Blumen möcht' ich blühn,
Mit dem Abendroth verglühn,
Um durch alles dies zu sagen,
Wie des Herzens Pulse schlagen
Mir so lebenswarm und froh.
Schwanke, o schwanke,
Zierlicher Kahn,
Sinke und steige
Himmelan.

Gluthen erlöschen,
Leise kommt Nacht,
Langsam mich Frohen
Zum Hafen gebracht.

Wanderlied.

I.

Blaue Luft,
Blumenduft
Und der Winde Wehn.
Immerzu,
Ohne Ruh
Ueber Thal und Höhn!

Ohne Geld
Durch die Welt
Flieg' ich froh und reich;
Durch die Gunst
Meiner Kunst
Jedem König gleich.

Waldesnacht,
Blätterpracht,
Da ist mein Palast.
Musikcorps
Schallt hervor
Mir aus Busch und Ast.

Und der Quell,
Der so hell
Rieselt über Stein,
Murmelt mich
Minniglich
In den Schlummer ein.

Sorgenlos
Auf dem Moos
Träumt es sich so süß,
Und die Brust
Athmet Lust
Wie im Paradies.

Aufgeweckt,
Aufgeschreckt,
Durch der Vöglein Sang,
Zieh' ich dann,
Wandersmann,
Meiner Straß' entlang.

Wie der Ort
Immerfort
Wechselt Lieb' und Schwur.
Jede Maid
Wird gefreit,
Ist sie reizend nur.

Lieb' und Lust
In der Brust
Trotz' ich Sturm und Noth.
Man wird alt,
Und zu bald
Winkt uns nur der Tod.

Wanderlied.

II.

Heisa! welche Lust zu wandern
Durch der Erde Garten!
Mögen trüb und steif die Andern
Hinterm Ofen warten.
Hinterm Ofen mag man gut
Seine Glieder dehnen;
Aber haußen wächst der Muth,
Wächst ein freudig Sehnen.

Heisa! wie die Pulse schlagen! —
In der Vögel Schrein
Mischen sich, vom Wind getragen,
Muntere Schalmein.
Lerchen in der blauen Luft
Schmettern ihre Lieder,
Und von Blumen weht der Duft
Zauberisch hernieder.

Wechselnd vor dem Auge ziehen
Bilder, tausendfache.
Berge, Ströme, Thäler fliehen,
Und das Land, das flache.
Doch vor Allem ist der Wald
Eine schöne Sache,
Und mein liebster Aufenthalt
Unterm Blätterdache.

Seht! so zieh' ich fröhlich weiter,
Singe muntre Lieder,
Schaue von den Bergen heiter
In die Thäler nieder.
Wanderlust, wie bist du süß,
Lieblich sonder Gleichen,
Gibst der Erde Paradies
Freundlich mir zu eigen.

Gruß an die Heimath.

Heimwärts eilen meine Schritte,
Weit voraus flog Herz und Sinn;
Frohe Lieder laß ich schallen,
Weil ich in der Heimath bin.

Traute Heimath! Welche Wonne
Schließen deine Grenzen ein,
Freundlicher däucht mir das Leben,
Milder hier der Sonne Schein.

Draußen sah ich reiche Städte,
Und Paläste ohne Zahl;
Dennoch dacht' ich in der Ferne
Immer an mein Heimaththal.

Draußen sah ich schöne Augen,
Nette Mädchen, üpp'ge Fraun;
Dennoch mußt' ich immer sehnend
Nach der fernen Heimath schaun.

Draußen wachsen gute Weine,
Draußen klingt manch muntres Lied;
Dennoch frug ich oft mich weinend:
Was mich nach der Heimath zieht?

Draußen gibt es schöne Lande,
Prächtig wogt das ferne Meer;
Aber selbst vom Meeresstrande
Zog mich's nach der Heimath her.

Als ich sah den Kranich ziehen,
Und mich grüßte Frühlingswehn,
Mußt' ich — sollt' das Herz nicht brechen —
Wieder nach der Heimath gehn.

Sei willkommen, süße Heimath!
Jubelnd zieh' ich in dir ein;
In dir leb' ich, in dir sterb' ich,
Will in dir begraben sein!

Die Welt.

In einem weiten Gartenland
Ein wunderzierlich Häuschen stand, —
Ein Häuschen wie zum Kosen,
Umgeben rings von Rosen.

Der Herr des Hauses war schon alt,
Doch nicht für Gottes Segen kalt.
Er pflegt' voll Lieb' und Sorgen
Die Blumen jeden Morgen.

Als ich nun einst zum Alten ging
Und ihm mein Trauerlied anfing,
Und klagt' ihm, daß das Leben
Mir nur wollt' Leiden geben:

Da nahm er freundlich meine Hand,
Und führt' mich durch sein Gartenland,
Wo mit den tausend Rosen
Die Winde lieblich kosen,

Und sprach: Auch mich traf mancher Schmerz,
Und manche Qual zerriß mein Herz,
Doch mehr noch als der Leiden
Sind dieses Lebens Freuden.

Denn wie du siehst, ein Rosenmeer
Wogt rings um meine Hütte her,
Und alle diese künden:
Daß Freuden noch zu finden.

So oft ein froher Tag mir schwand,
Setzt' dankbar ich mit eigner Hand,
Und zu des Schöpfers Ruhme
Mir eine solche Blume.

Die vielen Leiden sind entflohn,
Und nichts weiß mehr mein Herz davon,
Indeß mit meinen Rosen
Nur Freudenstunden kosen.

Die Sprachen.

Zu einem hochbejahrten Greise,
Berühmt als weltklug, fromm und weise,
Kam eines Tags ein junger Mann,
Der selbst nach Weisheit eifrig strebte,
Für Forschen nur und Wissen lebte,
Durch beides früh schon Ruhm gewann.

Ich möchte — sprach er zu dem Alten —
Wie du des Geistes Kraft entfalten,
So voll, so schön, so segensreich.
Zwar ist mir Vieles schon gelungen,
Ich spreche fast in allen Zungen,
Den neu- und älteren zugleich.

Doch trotz daß ich die Sprachen kenne,
Dir jedes Ding zehnfach benenne:
Lateinisch, griechisch, persisch gar,
Hebräisch auch, französch und englisch,
Und spanisch, deutsch und italienisch,
So wird mir doch nicht Alles klar.

Gar viel — gesteh' ich's nur verdrossen —
Gar Vieles bleibt mir noch verschlossen,
Was ich in Buch und Leben fand.
Drum bin ich auch, zu meinem Frommen,
Zu dir, dem Weisen, hergekommen,
Daß du mir öffnest den Verstand.

Da lächelte der Greis mit Milde
Und sprach: Damit dein Geist sich bilde,
Bedarf's der hundert Sprachen nicht.
Lern' du die Menschen erst verstehen,
So wie sie denken, fühlen, sehen,
Und wie Natur aus ihnen spricht.

Verstehst du, was die Andern wollen,
Begreifst du, was wir Alle sollen,
Verstehest und begreifst du dich!
Was du gelernt, das soll dir bleiben,
Doch mußt du and're Sprachen treiben,
Und diese lernen spielend sich!

Noch and're Sprachen?! — rief erbebend
Der Jüngling — all, die todt und lebend,
Erlernt' ich ja mit saurem Schweiß!
Ja! — sprach der Alte ganz gelassen —
Du mußt das Ding jetzt anders fassen,
Sonst drehst du dich im alten Kreis.

Unendlich ist der Quell der Sprachen,
Obgleich sie stets nur Eines sagen:
Das, was Natur von selber spricht.
Die Liebenden nicht Worte brauchen,
Verständlich sprechen ihre Augen,
Und ihre Sprach' ist Lieb' und Licht.

Musik, sie spricht in Zaubertönen,
Die Künste sprechen in dem Schönen,
Das Thier durch seinen treuen Blick.
Der edle Mensch — wenn wohlberathen —
Spricht nicht durch Worte . . . sondern Thaten,
Durch Donnerschläge das Geschick.

Es spricht Natur im Frühlingshauche,
In Wald und Feld, in Blum' und Strauche,
Im leisen West, im wilden Sturm!
Es sprechen all' die gold'nen Sterne
Aus ihrer unerforschten Ferne,
Es spricht die Sonne, spricht der Wurm.

Es spricht die Zeit mit dumpfen Schlägen,
Sobald Jahrhunderte erlegen,
Im Völker-Kommen, Völker-Gehn!
Doch aller Sprachen Sprache redet
Der Gott, zu dem die Menschheit betet,
In der Geschichte heil'gem Wehn!

Die Sprachen, Jüngling, mußt du kennen,
Willst du dich Herr und Meister nennen,
Willst du das Leben hier verstehn!
Und hast du sie einmal verstanden,
Dann fallen deiner Augen Banden,
Dann wirst du Gott . . . und dich verstehn!

Der rechte Mann.

„Wer ist ein „rechter Mann?"
Der Wahrheit über Alles schätzt,
Der rüstig schafft und wenig schwätzt,
Mit nie gebeugtem festem Muth
Das, was er sagt, auch wirklich thut;
Der Alles . . . nur nicht heucheln kann:
Das ist der rechte Mann!

Wer ist ein „rechter Mann?“
Der der Vernunft die Ehre gibt,
Den Unsinn haßt, die Wahrheit liebt,
Von Vorurtheil nichts wissen mag,
Dem Priesterjoch die größte Schmach,
Der für sich selber stehen kann:
Das ist der rechte Mann!

Wer ist ein „rechter Mann?“
Der, selbstbewußt, auch And're ehrt,
An Neid und Bosheit sich nicht kehrt,
Mit festem Blick sein Ziel erfaßt,
Vor Sturm und Wetter nicht erblaßt,
Im Unglück ruhig bleiben kann:
Das ist der rechte Mann!

Wer ist ein „rechter Mann?“
Der gradaus geht und gradaus spricht,
Wie es gebietet Recht und Pflicht;
Der alle krummen Wege haßt,
Dem jeder Schmeichler eine Last,
Der fest in's Aug' dir blicken kann:
Das ist der rechte Mann!

Wer ist ein „rechter Mann?“
Der immer tapfer vorwärts dringt,
Wenn's gilt, auch seine Opfer bringt;
Der nicht, nach feiger Schurken Brauch,
Nur seinen Vortheil stets im Aug',

Der auch sich selber opfern kann:
Das ist der rechte Mann!

Wer ist ein „rechter Mann?“
Der Freiheit über alles ehrt,
Doch selbst die Freiheit nicht verkehrt;
Der im Gesetz die Freiheit sieht
Und für Gesetz und Ordnung glüht;
Der Unrecht nimmer dulden kann:
Das ist der rechte Mann!

Wer ist ein „rechter Mann?“
Deß Herz für alles Große schlägt,
Der alles Schöne schützt und trägt,
Der alle seine Brüder liebt,
Und Treue stets für Treue gibt;
Mit Frohen auch sich freuen kann:
Das ist der rechte Mann!

Wer ist ein „rechter Mann?“
Der nicht nach Gold und Ehre geizt,
Den eitel Lob und Ruhm nicht reizt;
Dem im Gefühl erfüllter Pflicht
Sein seligstes Bewußtsein liegt;
Der, gilt es, freudig sterben kann:
Das ist der rechte Mann!

Auch ich bin ein Soldat.

Auch ich bin ein Soldat und führe meine Waffen,
Sah manches Schlachtgewühl und manche Wunde klaffen,
Den Feigling heimlich flieh'n, zur Seit' den Bruder sinken,
Und in der Feinde Reih'n den goldnen Lorbeer winken.
Auch ich bin ein Soldat und diene gern für Sold,
Doch meine Löhnung ist der Wahrheit lautres Gold!

Auch ich bin ein Soldat, seh gern des Schwertes Blinken,
Wenn in dem Kampfgewühl die Feindesschwerter winken,
Das Banner lustig fliegt, Trompeten mächtig schmettern,
Und wie vom Himmel her die Geisteshiebe wettern.
Auch ich bin ein Soldat und führe meine Waffen,
Doch meine Feinde sind die Mucker und die Pfaffen.

Auch ich bin ein Soldat! Mag nicht die Trägheit leiden,
Und nicht mit Worten nur um eitle Worte streiten;
Der Lüge Bollwerk steht noch fest, laßt es uns stürmen,
Und mag sich auch Gefahr keck auf Gefahren thürmen.
Auch ich bin ein Soldat und setz' mein Leben ein,
Es muß des Geistes Recht der Welt erstritten sein!

Der deutsche Auswanderer.

Mein Vaterland! wohl liegst du fern,
Fern über weiter See!
Wie wär' ich drüben doch so gern,
Dann schwieg' des Herzens Weh!
Wie sehn' ich mich nach all dem Glück,
Das mit dir mir verschwand,
Nach allen Lieben mich zurück,
Zurück in's Vaterland.

Gewalt vertrieb mich von der Flur,
Die heimisch einst mir war;
Doch drängt sie aus dem Herz die Spur
Der Liebe nimmerdar.
Erglänzt um mich in Jugendlust
Auch eine neue Welt,
So fühl ich, daß die treue Brust
Doch alte Liebe schwellt.

Ich nehme hin des Schicksals Spruch,
Und schweige wie ein Mann;
Hat doch die Erde Raum genug,
Daß Jeder leben kann.

Ein braves Herz bleibt stets sich gleich,
Wohin 's das Schicksal trägt;
Ein deutsches wohl in jedem Reich
Für deutsche Ehre schlägt.

An die Ferne.

I.

Wie 's Kind am Mutterbusen liegt,
Liegst du mir an dem Herz.
Dein Bild sich innig an mich schmiegt,
Wie an die Wund' der Schmerz.

Die Liebe — über Thal und Au'n
Trägt sie mich hin zu dir,
Die Sehnsucht, Holde, dich zu schau'n
Läßt keine Ruhe mir.

O könnt' ich mit den Wolken ziehn,
Ich eilt' ob See und Land,
Würf' mich zu deinen Füßen hin
Und küßt' dir Fuß und Hand.

Und küßte dann die Stirne dein,
Und küßte deinen Mund;
Dann würd' ich wieder heiter sein
Und fröhlich und gesund.

An die Ferne.

II.

Vom Berge schaut ein armer Knab'
In's freundlich stille Thal herab;
Rings prangt die Welt im Frühlingsstrahl,
In üpp'ger Fülle allzumal —
„Warum im Aug' die Thräne?"

„Ach," spricht der Knab', „wohl blühen schön
Und lieblich um mich Thal und Höhn;
Wohl tönt der Vöglein froher Sang —
Und doch ist mir so weh, so bang!
Und doch im Aug' die Thräne!

Denn ferne über jenen Höhn,
Wo still die Purpurwölkchen gehn,
Da weilet meine Braut so lieb;
Darum das Auge mir so trüb,
Darum die stille Thräne!

Doch tröste dich, mein armes Herz,
Vergiß der Trennung bittern Schmerz:
Es rollt die Zeit in schnellem Lauf,
Bald thut sich dir die Heimath auf,
Dann quillt die Freudenthräne!"

Im Schooße der Liebe.

Es stürmt meine Liebe und schäumt wie das Meer
In ewigem Brausen und Wogen;
Doch alle die Wellen sie kommen her
Zu dir, du Geliebte, gezogen.
O senke dich fröhlich, doch tief in die Fluth,
Im Schooße der Liebe da ruht es sich gut.

Sie wird dich ergreifen mit göttlicher Macht,
Und heiß dich und innig umfassen,
Dich bergen in zaubrisch-verschwiegener Nacht,
Und nimmer und nimmer dich lassen.
O senke dich fröhlich, nur tief in die Fluth,
Im Schooße der Liebe da ruht es sich gut.

Es flüstert gar heimlich in ihrem Asyl,
Es rauschen dort herrliche Lieder;
Und kennst du erst einmal ihr liebliches Spiel,
So kehrst du zur Erde nie wieder.
Drum senke dich fröhlich und tief in die Fluth,
Im Schooße der Liebe da ruht es sich gut!

Der Dichter.

Der Dichter ist ein Fürst im Reich der Geister,
Ein mächt'ger König, der regiert.
Die Fee'nwelt selbst, erkennend ihn als Meister,
Fühlt, daß nur ihm ihr Diadem gebührt.

Sein Hofstaat sind der Phantasie Gebilde,
Der Elfen leicht geflügelt Chor.
Ihm zollt Tribut das blumige Gefilde,
Als Weihrauch steigt ihm Blüthenduft empor.

Er spiegelt sich im Aug' der schönsten Frauen
Und sonnet sich in ihrer Liebe Blick.
Phantastisch weiß er Schlösser aufzubauen,
Phantastisch träumt er sich sein Glück.

Nicht Convenienz zieht ihm die engen Schranken;
Aus Sternen selbst flicht er sich eine Kron';
Und mit dem Schwung der flammenden Gedanken
Besteigt er kühn der Ideale Thron.

Der Dichter ist ein Fürst im Reich der Geister,
Ein König, dessen Wort regiert;
Die Fee'nwelt selbst, erkennend ihn als Meister,
Fühlt, daß nur ihm ihr Diadem gebührt.

Dichterträume.

Wenn ich manchmal sinnend liege,
Einsam und allein,
Und mich ein in Träume wiege
Holder Kinderein,
Weht's mich an wie Lust und Trauer,
Wie ein altes Lied,
Das mit frommem Ahnungsschauer
Durch die Seele zieht.

Und der Kindheit schöne Zeiten,
Unschuldsvoll und frei,
Mit den frohen Tagen, gleiten
Leise mir vorbei.

Doch mich schmerzt dann ohn' mein Wissen
Ein verloren Glück,
Wunderbar zieht mich ein Missen
In die Zeit zurück.

Und mir däucht, als ob vor Jahren
Mir — noch war ich klein —
Wär' ein Wunder widerfahren,
Als ich einst allein
Spielte in des Waldes Schatten,
Denn ich floh die Gluth,
Mit der sengend auf den Matten
Just die Sonne ruht.

Als ich nun mich spielend bückte
Zu der Quelle Rand,
Und die bunten Blumen pflückte,
Die ich an ihr fand;
Sieh, da stand ein duftig Wesen
Traulich mir zur Seit',
Aus den Blicken konnt' ich lesen
Holde Freundlichkeit.

Und ein Kranz im Lockenhaare,
Blendend weiß das Kleid, —
Wie die Braut an dem Altare
Bild der Seligkeit, —

Bückte sie sich zärtlich nieder,
Küßt' mir Stirn und Mund,
Und ein Rauschen süßer Lieder
That sich weithin kund.

„Leise, leise im Gekose
Aus dem Kelch der Maienrose,
Aus der Blüthen duft'gem Schooße,
Hebe schäkernd sich die lose
Junge Elfenwelt,
Wiege sich auf Halm und Zweigen,
Auf den grünen lieblich weichen,
Und im leichten, luft'gen Reigen
Ihre Freude anzuzeigen,
Tanze sie auf Flur und Feld.
Denn die Fürstin hat gerufen,
Und an ihres Thrones Stufen,
Den aus Blüthen wir erschufen,
Lauschen wir, vor Liebe bang,
Ihres Wortes Zauberklang. —
Seht! im Arm liegt ihr ein Knabe,
Dem sie wohl zur Morgengabe
Ihrer Neigung Gluth geweiht.
Kommt, laßt uns den Reigen schließen,
Zauberdüfte niederfließen,
Ihm zur Lust und Seligkeit. —
Seht die Blumen,
Wie sie sprossen,

Die Genossen
Unsrer Lust.
Wie sie blühen
Und erglühen
An der Erde Brust.
Sanft und linde
Säuseln Winde
Uns hernieder,
Flüstern Lieder,
Lispeln Töne
Von der Schöne
Unsres Lebens,
Unsres Strebens,
Von dem Glücke
Unsres Seins.
Blüth' und Früchte
In dem Lichte
Ew'ger Sonnen
Reifen sie.
Aus dem Laube
Winkt die Traube,
Und im Schatten
Grüner Matten
Fließt des Nektars
Reicher Quell.
Geistesleben,
Wonnig Beben,
Lust und Schaum,
Wie ein süßer Maientraum;

Mögt ihr Träume
Oft den Knaben
Selbst als Mann
Freundlich laben,
Wenn auf Erden
Die Beschwerden
Ihn beengen,
In die Brust ihm,
Jeden Morgen
Bang von Sorgen,
Sich die Leiden
Tückisch drängen.
O, dann klinge
Ihm so friedlich,
So gemüthlich
Unser Lied;
Phantasieen
Zu beleben,
Die da glühen,
Ihn erheben,
Die ihn tragen
Ach so wonnig
In die Welten
Froh und sonnig,
Die uns eigen,
Die wir zeigen
Mit Entzücken
Seinen offnen Geistesblicken."

Doch es winkt die Fürstin leise:
„Laßt verstummen eure Lieder,
Senket euch nach Elfenweise
In die Blumenkelche nieder.
Denket eurer Dienerpflicht,
Wenn ihr Wort gebietend spricht!“

Und im Nebel war zerflossen
Nun das Zauberbild,
Das, so magisch ausgegossen,
Mich umfing so mild.
Und das Antlitz meiner schönen
Elfen-Königin,
Süßes Duften, holdes Tönen,
Alles war dahin.

Also dämmert aus der Ferne
Mir Erinnrung her,
Und ich tauche mich so gerne
In dies Wundermeer.
Wiege mich auf seinen Wogen,
Denke jener Zeit,
Als ich, an ihr Herz gezogen,
Starb vor Seligkeit.

Und die lieblichen Gestalten —
Ihre Dienerschaar —
Haben treulich Wort gehalten.
Wenn ich traurig war,
Klang es oft so tröstend wieder
Mir in's wunde Herz,
Wie der Elfen holde Lieder,
Lindernd meinen Schmerz.

Und im Leben dumpf und schwüle,
Oft so schwer und bang,
Und im wilden Kampfgewühle
Kräftigt mich ihr Sang.
Trägt mich in das Land der Feen
Und der Phantasie,
Wo die duft'gen Blumen stehen
Holder Poesie.

Und in Blatt und Halm und Blume,
In der Winde Wehn,
In des Waldes Heiligthume
Weiß ich sie zu sehn.
Ja, in jeglichen Gestalten
Liebender Natur
Fühle ich ihr heimlich Walten,
Ihrer Liebe Spur.

O so steigt auch heute nieder
Jetzt im Mondenschein,
Wieget mich durch eure Lieder
Sanft und selig ein. —
Ha! schon lohnen sie mein Lauschen,
Süße Melodien
Höre ich mit leisem Rauschen
Zu mir niederziehn.

„Schlumm're, o Sterblicher,
Friedlich nur ein,
Und vergiß erblicher
Drückender Pein.
Wenn dir im Leben
Traurig und bang,
Mag dich erheben
Reizender Sang.
Laß sie nur quellen
Aus deiner Brust,
Lieder, sie schwellen
Sie ja mit Lust!
Wirst dann vergehen,
Wonnebeglückt,
Wiedererstehen,
Höher entzückt.
Was du hier wähnest,
Nichts ist's und Schaum,
Gegen die Seligkeit

Kindischer Traum.
Schlafe d'rum, Sterblicher,
Friedlich nur ein,
Und vergiß erblicher
Mängel und Pein.
Siehe, wir wachen
Treulich bei dir,
Tragen dich leise
Jubelnd von hier.
Schlumm're, o schlumm're,
Träume nur süß,
Schlummerst hinüber
In's Paradies.
Siehe, es sprossen
Der Blüthen so viel;
Hast du genossen,
Bist du am Ziel!
Wenn Andere darben,
Der Dichter ist reich,
Träumt sich den Göttern,
Den seligen, gleich.
Schlumm're, o schlumm're,
Träume nur süß,
Schlumm're hinüber
In's Paradies!"

Das muthige Herz.

Des Mannes Herz soll muthig sein
In ernster Kampfesnoth!
Des Mannes Herz soll muthig sein,
Und ging' es in den Tod.

Wenn's Vaterland um Hülfe schreit
Von äußerm Feind bedrängt,
Dann sei zur Hülfe schnell bereit
Das Herz, das edel denkt.

Dann schlag' es freudig in der Brust
Dem Vaterland geweiht;
Dann schwelle es in Kampfeslust,
Zu Sieg und Tod bereit.

Dann opfr' es willig Gut und Blut
Und selber Haus und Herd.
Ein solches Herz, ein solcher Muth
Ist deutschen Namens werth.

Doch äuß're Feinde drohen nicht
Allein dem Vaterland;
Es wird im Innern oft die Pflicht
Des Herrschens auch verkannt.

Gar leicht vergißt, wer auf dem Thron,
Daß er des Volkes Kind;
Gar leicht spricht Macht Gesetzen Hohn,
Gar oft ist Größe blind.

Dann, edles Herz, zeig' deinen Muth!
Dann sei kein feiger Knecht!
Dann gilt es ja das höchste Gut,
Dann gilt's der Völker Recht.

Dann kämpfe muthig für Vernunft,
Für Fortschritt und Gesetz.
Was kümmert dich der Dummheit Zunft?
Ihr albernes Geschwätz?

Den Weg des Rechtes schlage ein —
Recht ist ein sich'rer Hort —
Laß „Wüthigthun" und „wüstes Schrein",
Doch sprich ein f r e i e s Wort.

Und opf're willig Gut und Blut,
Und selber Haus und Herd.
Ein solches Herz, ein solcher Muth
Ist deutschen Namens werth.

Die Verlassene.

Vergeblich tönen meine Klagen
In eine Welt, die todt für mich;
Denn niemals darf ich ihm wohl sagen:
Ich lebe nur und sterb' für dich.

Und wenn ich's wagte, mich zu zeigen,
Das Herz der reinsten Liebe voll,
Wird eine Thrän' in's Aug' ihm schleichen?
Schlüg' seine Brust auch mitleidsvoll?

Ach! wenn er kalt und finster bliebe
Und theilte meine Gluthen nicht, —
Dann lebe wohl, du Welt der Liebe,
Ein treues Herz im Tode bricht!

Die Frage.

Was ist's, das mich durchbebet und durchzückt
Und meinen Geist erfüllt mit wilden Gluthen?
Was ist's, das mich so namenlos beglückt,
Mich überströmt mit der Begeist'rung Fluthen?
Was ist's, das taumelnd mich entreißt der Welt
Und Himmel streut auf alle meine Pfade?
Was ist es, das im Leben mich erhält,
Wenn ich mich kühn in Götterwonne bade?

Es ist der Liebe flammendes Verlangen!
Es ist der Liebe wilde heiße Lust!
Es ist der Liebe Hoffen, Sehnen, Bangen,
Das süß durchzittert die bewegte Brust! —

Was ist's, das mich zum Gott erhoben,
Das meinem Geist die lichten Flügel leiht?
Was ist's, vor dem in Nichts zerstoben
Die Welt und ihre Herrlichkeit?
Was ist's, das meine Sinne mir verschlungen,
Mich aufgelöst in e i n e Gluth,
Mich lebenswarm durchweht, durchdrungen,
So selig mir im Busen ruht?

Es ist der Liebe göttlich Triumphiren,
Es ist der Liebe Hochgenuß!
Es ist das selige Verlieren
Der Geister in der Liebe Kuß! —

Was ist's, das mich zu Boden schmettert,
Mich stürzet aus dem Göttersaal,
Aus Licht in Nacht? — und mich umwettert
Und mich umzuckt mit Todesqual?
Was ist's, das mich zum Wahnsinn treibet,
Mich hoffnungslos vergehen macht?
Das immer flieht und immer bleibet,
Mich foltert und der Qualen lacht? —

Es ist der Liebe treulos Scheiden!
Es ist getäuschter Liebe Schmerz!
Es ist der Lieb' Entsagen, Meiden!
Es ist — mein angstgebrochen Herz! —

„Lebe wohl!"

Scheiden soll ich, scheiden muß ich,
Liebe Freunde, lebet wohl!
Nicht viel Worte soll es geben,
Denn das ganze Erdenleben
Ist ein ewig „Lebewohl!"

Flüchtig sind die Augenblicke,
Jahre fliehen wie der Wind!
Heute kommen, morgen scheiden,
Heute Schmerzen, morgen Freuden,
Nur kein traurig „Lebewohl!"

Wenn die Zeit auch rasch entflohen,
Die uns froh und glücklich sah;
Was ihr Liebes mir gegeben,
Wird doch ewig mit mir leben,
D'rum ein herzlich „Lebewohl!"

Können Länder Geister trennen?
Ist die Lieb' kein festes Band?
Ueber alle Erdenhügel
Trägt des Geistes kühner Flügel,
D'rum ein fröhlich „Lebewohl!"

Sollte selbst des Schlummers Bruder
Führen mich zum bessern Land;
Ruf' ich von den schönen Sternen
Meinen Lieben in den Fernen
Noch ein freundlich „Lebewohl!"

Abschied.

Gar viel Gestalten ziehen
Im Leben uns vorbei;
Sie grüßen, aber bleiben
Dem Herzen einerlei.
Doch strahlt ein treues Auge,
Ein ehrliches Gesicht,
Sinkst du ihm an den Busen
Und rufst: o trennt uns nicht,
Denn Scheiden thut so weh, —
Ade!

Und hast du nun geknüpfet
Der Freundschaft enges Band,
Willst selig in ihr schwelgen,
So zieht mit kalter Hand
Das Schicksal dich vom Herzen,
Das treu und warm dir glüht;
Wirft dich in ferne Lande,
Wo keine Liebe blüht,
Und Scheiden thut doch weh, —
Ade!

So soll auch ich mich trennen
Vom Kreise lieb und werth,
In dem mir manche Freude
Und manches Glück beschert.
O könnt' ich euch erzählen,
Was mir im Herzen spricht;
Doch läßt sich's ja nur fühlen
Und Worte sagen's nicht:
Wie's Scheiden thut so weh, —
Ade!

Lieben.

Es ist ein mächtiges Lieben
Ueber Berg und See;
Es ist ein mächtiges Lieben,
Es ist ein tiefes Weh.

Es ist ein gewaltiges Lieben
Ueber das Grab hinaus;
Löscht dies gewaltige Lieben
Doch selbst der Tod nicht aus.

Das Herz.

Du kleines Herz in meiner Brust,
Hast so viel Schmerz und so viel Lust,
Hast Götterglück und Todespein, —
Du Herz, so weiche und so klein,
Kannst Himmel und kannst Hölle sein.

Die Wolke.

Einzelne Wolke, wo ziehest du hin?
„Fort, in die ewige Ferne!"
Läßt dich nicht harren dein flüchtiger Sinn?
„Möchte wohl weilen so gerne!"
Möchtest? — und ziehest doch ruhelos fort?
„Werde von Sehnsucht getragen."
Sehnsucht hienieden und Sehnsucht auch dort?
Wolke! — wir sind zu beklagen!

Klage und Trost.

Es wogen Schmerz und Leid
Gewaltig um mich her,
Des Lebens Bitterkeit
Umrauscht mich wie ein Meer.
Ich werd' im Sturm erliegen,
Gebrochen ist mein Muth!
Ich werd' im Sturm erliegen,
Versinken in der Fluth!
„Hast du denn nie vernommen,
Daß auch der Taucher sinkt,
Der aus der Meerestiefe
Die schöne Perle bringt?
Daß er bereichert kehret
Zum Tageslicht zurück? —
Sieh'! in des Schmerzes Tiefe
Da ruht auch oft dein Glück!"

Des Sängers Wunsch.

O Vöglein auf dem grünen Zweig,
Wie glücklich bist du und wie reich;
Wie jauchzt die liedervolle Brust
So sorgenfrei in Lebenslust.
Wär' ich doch auch ein Vögelein
Auf dichtbelaubtem Zweig,
Und könnte auch so heiter sein,
Und auch so liederreich.

Des Sängers Bitte.

Ihr Vöglein alle im schattigen Grün,
Wie lausch' ich entzückt eurem Sang,
Wie lausch' ich so gern euren Melodien,
Der Stimmen volltönendem Klang.
O kommet hernieder und lehret mich auch
Zu singen so herzig und süß,
So einfach und lieblich nach eurem Brauch,
Wie Englein im Paradies.

Das Leben.

„Das Leben ist ein Traum!" — so sprechen Viele,
Mir dünkt es eine wilde Schlacht,
In deren heißem Kampfgewühle
Nur Thatenkraft sich geltend macht.
Wer froh sein gutes Schwert nicht schwingt,
Und todeskühn sein Schlachtlied singt,
Nicht gegen Wahn und Irrthum streitet,
Hat sich ein traurig Loos bereitet;
Denn schöner ist's, in edlem Streit zu sterben,
Als langes Leben von der Trägheit erben!

Wiegenlied.

Schlafe, schlafe, liebes Kind!
Lüftchen wehen sanft und lind;
Alle Wesen ringsum schweigen,
Ferne nur aus dunklen Zweigen
Tönt, in schwermuthvollem Schall,
Noch das Lied der Nachtigall.

Schlafe, schlafe! — schlafe tief.
Wer so sanft als du noch schlief'!
Mit dem flücht'gen Tanz der Zeiten
Wird auch dir die Ruh' entgleiten,
Und es wird noch manche Nacht
Weinend wohl von dir durchwacht.

Schlafe, schlafe! — noch ist's Zeit.
Kennst noch nicht die Bitterkeit,
Nicht die nimmersatten Sorgen,
Die sich ängstlich nach dem Morgen
Sehnen, ohne Rast und Ruh'! —
Kind! — wie glücklich schlummerst du!

Schlafe, schlafe, — liebes Kind! —
Zeit des Schlafens flieht geschwind,
Und sie bringt der Liebe Lieder,
Gold und Thräne dir nicht wieder.
Wenn das Herz dir nicht mehr rein,
Wirst du ewig schlaflos sein!

Die Lebensengel.

Es geht die alte wohlbewährte Sage,
Daß in der Wiege jedem Menschenkinde
Zwei Engel zugesellt für seine Tage,
Damit durch sie es seine Wege finde.
Zu bösen Thaten oft lockt es der eine,
Der and're räth das Heilige und Reine.

Die Engel, Freund, sie bleiben für dein Leben,
Es ist „Vernunft", es ist die „Leidenschaft";
Du kannst dem ein' — dem and'ren dich ergeben,
Denn dazu ward dir freie Willenskraft;
Benutzt du sie, „Vernunft" dir zu erkiesen,
Wirst du des Lebens höchstes Glück genießen.

Jugendfrische.

Jugendfrische, Lebensmuth
Strömt mir, wie das leichte Blut,
Rasch durch Herz und Adern.

Dehne sich, wer immer mag,
In dem Bett, wenn schon der Tag
Freundlich lacht durch's Fenster.

Faule Thoren wissen nicht,
Wie so hold das Morgenlicht,
Wenn Aurora grüßet;

Wie so schön der Vöglein Sang;
Wie der fernen Glocken Klang
Uns so freudig stimmet.

Lerchen jauchzen in der Luft,
Blüthen senden ihren Duft
Dankend ihrem Schöpfer.

Und es sprudelt rein und hell
Aus der Brust der Liederquell,
Gott zum Preis und Lobe.

Entsagen und Genießen.

Im Entsagen liegt Genießen,
Im Genießen liegt Verlust —
Denn — die höchsten Freuden fließen
Aus der sehnsuchtsvollen Brust!

Lebensregel.

Blicke träumend nicht in's Weite,
Nimm die Dinge, wie sie sind,
Für das Gute sei nicht blind,
Und erfass' in Freud' und Leide
Immer nur die lichte Seite.

Trost.

Flieht ihr Jahre,
Ergraut ihr Haare!
Was Sieg verheißt,
Ist ein jugendlich Herz
Und ein frischer Geist!

Die schönste Krone.

Schön ruht auf Kindeshaupt der Blumenkranz,
Noch schöner ziert die Braut die Myrthenkrone;
Dem Helden wird, umstrahlt von Ruhmesglanz,
Der Lorbeerzweig zum wohlverdienten Lohne;
Doch, wenn auch Myrth' und Lorbeer grünen bliebe,
Die schönste Krone bleibt des Volkes Liebe!

Wahrer Reichthum.

Viel Gut macht dich nicht immer reich,
Was glänzt, ist noch dem Gold nicht gleich,
Was blendet, ist oft bloßer Schein;
D'rum blicke in dein Herz hinein:
Hier wohne, frei von Eitelkeit,
Der Reichthum der Zufriedenheit.

Himmel und Hölle.

Es gibt nur einen Himmel,
Den ew'gen Sitz der Lust;
Sucht ihn nicht über Sternen,
Sucht ihn nicht in den Fernen,
Sucht ihn — in eurer Brust!

Es gibt nur eine Hölle,
Ein ewiges Gericht;
Wenn strafend, ohn' Erbarmen,
Das eigne Herz den Armen
Verdammt und schuldig spricht!

Lust und Scherz.

Der Kalbskopf als Lebensretter.

Von einem tücht'gen Kirchenschmaus
Ging Pastor Wilhelm jüngst nach Haus;
Das heißt, er „ging" so recht wohl nicht,
Denn dazu fehlt' das Gleichgewicht.
O weh! o weh! verzweifelt ging's,
Ein wenig rechts, ein bischen links!
Der Wein war gut, der Wein war viel,
Jetzt treibt er sein verteufelt Spiel!

Doch gut war nicht allein der Wein,
Der ganze Kirchenschmaus war fein;
D'rum steckte unser Pastorlein
Beim Abschied einen Kalbskopf ein.
O weh! o weh! verzweifelt ging's,
Ein wenig rechts, ein bischen links!
Der Wein war gut, der Wein war viel,
Jetzt treibt er sein verteufelt Spiel!

Schon ist es Nacht, wie wird das gehn?
Mein Pastorlein kann nicht mehr stehn;
Die Brück' am Sandbruch ist nicht fern,
Und dabei leuchtet auch kein Stern!

O weh! o weh! verzweifelt ging's,
Ein wenig rechts, ein bischen links!
Der Wein war gut, der Wein war viel,
Jetzt treibt er sein verteufelt Spiel!

Allmächt'ger Gott, es ist geschehn!
Wer kann im Dunkeln denn auch sehn?
Der Pastor fällt und rutscht im Nu
Der unterird'schen Tiefe zu.
O weh! o weh! verzweifelt ging's,
Ein wenig rechts, ein bischen links!
Der Wein war gut, der Wein war viel,
Jetzt treibt er sein verteufelt Spiel!

Vier Tage sucht der ganze Ort.
Der gute Pastor, der war fort;
Man ahnte wohl . . . . . „der Kirchenschmaus . . . .
Da geht's gewöhnlich schwer nach Haus!"
O weh! o weh! verzweifelt ging's,
Ein wenig rechts, ein bischen links!
Der Wein war gut, der Wein war viel,
Hier trieb er ein verteufelt Spiel.

Am fünften Tag, den frommen Mann,
Man traf ihn in der Grube an.
„Herab den Strick!" . . . „die Leiter her!"
„Gewiß der Arme lebt nicht mehr!"

Doch ja, der Arme lebte noch!
Was fristete sein Leben doch? . . .
„Ei, ei! der Kirchenschmaus war fein,
D'rum steckt' ich einen Kalbskopf ein!"

Der Bürstenbinder.

Zu Aachen, unsrer guten Stadt,
Die manchen wack'ren Bürger hat,
Da geht, wenn einer recht viel trinkt
Und ganze Humpen Wein verschlingt,
Das Sprüchwort um: „Ihr lieben Kinder,
Der trinket wie ein Bürstenbinder!"

Es ist dies Wort in jedem Mund,
D'rum hat's gewiß auch seinen Grund;
Obgleich nicht jeder Bürstenmann
So gar gewaltig trinken kann.
Doch hört, ich will euch gerne sagen,
Wie sich das Ding hat zugetragen.

Als Kaiser Karl, gar hochgeehrt,
Nach Aachen einstens heimgekehrt,

Empfing ihn jubelnd Jung und Alt
Und manches „Lebe hoch!“ erschallt.
Er aber freundlich, mild und bieder,
Er grüßte jeden Bürger wieder.

Und als er kam nun in den Saal,
Rief er nach seinem Festpokal.
Der war fast wie ein kleines Faß,
Von purem Gold, voll edlem Naß,
Denn sieben Kannen schweren Wein
Goß jetzt der Truchseß flugs hinein.

Darauf der Kaiser lächelnd sprach:
„Ich geb' an diesem Ehrentag
Den Festpokal von Gold so schwer
Demjenigen der Bürger her,
Der sich als wack'rer Mann bewährt,
Und ihn auf einem Zuge leert!“

Da schreckte mancher Mann zurück,
Doch mancher probte auch sein Glück;
Allein kaum war ein Viertel leer,
So sah und hörte er nicht mehr.
Da rief der Kaiser: „Nun, ihr Zecher,
Will keiner meinen gold'nen Becher?“

Da tritt ein Bürstenbinder her,
Die Nase just von Kupfer schwer,

Der setzt ihn an und wie im Flug
Leert er ihn aus auf einen Zug.
D'rum sagt man heute noch, ihr Kinder:
„Der Kerl säuft wie ein Bürstenbinder!"

Der größte Stockfisch.

Zwei Professoren stritten jüngst,
Wie groß der Stockfisch werde.
„Drei Schuh zum höchsten! sagte A
Mit wichtiger Geberde.

„Nein! nein!" — so rief der And're aus:
„Fünf Schuh sah ich schon einen!" —
„Dann haben Sie sich selbst gesehn,
Denn größer gibt es keinen!"

Der Hammeldieb.

In einer rabenschwarzen Nacht,
Die wie zum Stehlen war gemacht,
Da Mond und Stern' erblichen,
Kam Terry Ryn geschlichen.
Er war ein Bursche keck und frei,
Und — wie behauptet wird — dabei
Ein Freund von kühnen Thaten
Und gutem Schöpsenbraten.

Von Schöpsenbraten — ja — fürwahr!
Doch zahlte er ihn niemals baar,
Er meint bei solchen Festen:
„Gestohl'nes schmeckt am besten!" —
Gib acht, gib acht! du loser Wicht,
Noch sitzt ein Herrgott zu Gericht;
Gib acht und laß das Stehlen,
Die Straf' wird sonst nicht fehlen.

So kam er denn in jener Nacht,
Die wie zum Stehlen war gemacht,
Da Mond und Stern' erblichen,
An einen Park geschlichen.
Husch über Mauer, Stock und Stein,
Flink in die Heerde dann hinein,

Und leise, leise, leise!
Ein Schöps mit auf die Reise.

Du dauerst mich, du armes Thier,
Die Hinterbeine knebelt dir
Der wüste Mensch, und schnelle
Den Kopf durch diese Stelle.
So hänget, wie ein Halsband fast,
Auf seinem Rücken nun die Last;
Magst mit den Beinen schlagen,
So bist du leicht zu tragen.

Rasch ging's nun ohne Rast noch Ruh
Des Parkes hoher Mauer zu.
Bald steht er auf der Kante,
Dicht an des Abgrunds Rande.
Doch seht! das Thier von Schmerz bewegt
Mit Kopf und Vorderbeinen schlägt.
Er schwankt, er wankt, er gleitet:
„Dir ist der Tod bereitet!"

Doch seht! — o Strafe wunderbar! —
Sie fallen nicht, es hängt das Paar,
Nach außen hänget Terry Ryn,
Der Hammel zieht nach innen ihn.
Er zieht, er zieht, er ist so schwer,
Das Halsband engt sich mehr und mehr;
Der Hammel rächte sein Geschlecht,
Der Dieb erblich . . . und das war recht!

„Er trinkt seinen Stiefel!“

Holla! holla! welch' Siegsgeschrei,
Welch' Jauchzen füllt die Lüfte?
Johann Sobiesky kommt vorbei;
Es glänzt an seiner Hüfte
Das gute Schwert, das in der Schlacht
Am Kahlenberg den Sieg gebracht!

Dem Helden Dank! das Land ist frei,
Und Wien, es ist gerettet!
Die Zeit des Jammers ist vorbei,
Denn draußen hart gebettet
Liegt, hingestreut wie Sand am Meer,
Des Türken-Sultans ganzes Heer.

D'rum jauchzet Wien, d'rum bietet man,
Den Sieger flugs zu laben,
Sobiesky einen Becher an,
Wie er in Eil' zu haben.
Doch ist auch gut der Ungarwein,
Der Becher ist verzweifelt klein.

Da ruft der Held im Siegeskranz:
„Ei, wie so knapp gemessen!
Ihr glaubt wohl, bei dem wilden Tanz
Hätt' ich den Durst vergessen?
Ich trinke wohl, ihr lieben Herrn,
Doch bleibt mit solchem Becher fern!"

D'rauf zieht er rasch den Stiefel aus,
Der bis an's Knie ihm reichet,
Füllt den und ruft: „Auf's Kaiserhaus,
Von dem das Glück nicht weichet!"
Und trinkt ihn aus, so frisch und frei,
Als ob's ein Gläschen Wasser sei!

D'rum sagt man heute noch im Land,
Wenn Einer tüchtig zechet
Und mit dem Humpen in der Hand
Den Durst Sobiesky's rächet:
„Fürwahr, das ist ein wacker Haus,
Der trinket seinen Stiefel aus!"

Die gute Wirthin.

„Frau!“ — sprach Graf Hagen — „hör' mich recht,
Um die Finanzen steht es schlecht.
Doch wirst du meine Meinung theilen,
Daß wir die wunde Stelle heilen.
Ich will das Silberzeug verwerthen,
Und nehm' dann von dem vielbegehrten
Neusilber, ... denk', es wird schon gehn,
Ein guter Wirth muß auf Ersparniß sehn,
Und besser ist's, als wenn man borgt.“

„Ja, ja!“ — entgegnet sie verlegen, —
„Ich hätte wahrlich nichts dagegen,
Allein . . . . . ich hab' das schon besorgt.“

Die Uhr der Zeiten.

Die große Uhr der Zeiten
Sie geht den alten Gang;
Der Menschheit Weiterschreiten
Macht kund des Weckers Klang.

Es ziehen als Gewichte
Die Dunkelmänner all,
Sie ziehen, zieh'n .... und bringen
Die Zeit doch nicht zum Fall.

Sie zieh'n herab zur Erde
Mit plumpem Bleigewicht,
Doch was sie dadurch leisten,
Die Thoren, wissen's nicht.

Da ist der Trägen Menge —
Secunden-Zeiger nur —
Es geht halt Schritt vor Schrittchen,
Vom Fortschritt keine Spur.

Da setzt als Staub sich hemmend
Im schönen Werke an
Die Schaar gemeiner Seelen,
Die nur verderben kann.

Doch kommt dann wohl der Meister
Und bläst einmal hinein,
Dann fährt der Staub von dannen,
Die Uhr ist wieder rein.

Wer aber sind die Ziffern,
Die deutlich, fest und klar
Dem Fragenden verkünden,
Wie viel die Stunde war?

Die Ziffern und die Zeiger
Sind Menschen von Talent,
An welchen jedes Auge
Den Fortschritt leicht erkennt.

Die helle laute Glocke
Mit ihrem Stundenschlag:
Der Wissenschaften Träger
Gar schön bezeichnen mag.

Doch wenn der Wecker tönet,
Und alle Schläfer schreckt,
So hat ein hoher Genius
Die Menschheit aufgeweckt.

So war es ein Prophete,
Ein Mann von Gott geweiht,
Der nahen Tag verkündet
Und eine neue Zeit!

Nun such' dir klar zu machen,
Wie viel die Stunde ist;
Was an der Uhr der Zeiten
Du selbst hienieden bist!

Der päpstliche Salat.

Papst Sixtus war ein Ehrenmann,
Den Jeder gar bald liebgewann;
Dafür spricht wahrlich laut genug
Noch heute mancher schöne Zug.
Doch daß er auch ein Arzt gewesen,
Habt ihr vielleicht noch nicht gelesen!

Einst hört' er, daß ein alter Freund,
Der es mit ihm stets gut gemeint,
Als er noch selbst ein Mönchlein war,
Recht krank und .... aller Hülfe baar.
Er schickt den Arzt, — doch dieser spricht:
„Der ist dahin, dem helf' ich nicht!"

„Hm!" — sagt der Papst — „will einmal sehn,
Ob nicht ein Wunder kann geschehn.
Ich schick' ihm, ohne Euren Rath,
Noch heute einen Korb Salat!
Gewiß, geht morgen Ihr zum Kranken,
Könnt Ihr Euch für die Kur bedanken."

Da schüttelte der Arzt den Kopf:
„Mich dauert nur der arme Tropf!
Salat! . . . . doch Eure Heiligkeit
Hat ihn vielleicht extra geweiht!
Viel Wunder habt Ihr schon vollbracht.“
Doch dacht' er: „Kranker, gute Nacht!“

Kaum war der and're Morgen da,
Der Arzt nach dem Patienten sah;
Wie aber staunte er ihn an:
Bei Gott! das war ein and'rer Mann.
Fort war die böse Fiebergluth
Mit „Weh!“ und „Ach!“ — der Puls war gut.

„Ei!“ — rief der Arzt — „was ist geschehn?
Laßt den Salat mich einmal sehn!
Wie? . . Küchenkräuter ganz gemein?
Das kann des Papst's Salat nicht sein!“
„Doch!“ — sprach der Kranke lächelnd drein, —
„Greift einmal etwas tiefer ein!“

Der Arzt gehorcht, doch lacht er bald:
„Ja! solches Kraut hat groß' Gewalt!
Zechinen mehr als Blätter hier,
Die Mittelchen gefallen mir!“ — —
Und da die Krankheit mehr aus Sorgen,
So war der Arme bald geborgen!

Seitdem sagt in Italien man,
Wenn Einer nicht mehr zahlen kann:
„Dem wüßt' ich einen guten Rath,
Von Sixtus einen Korb Salat!"

Die Wette.

Vier Damen spielten Whist
Und wetteten dabei,
Daß gar nichts leichter sei —
O Wette ohne Gleichen! —
Der Robber zwölf zu schweigen!

Sie hielten's wahrlich aus.
Zwei Stunden spielten sie
Mit Kraft und Energie, —
O Wunder ohne Gleichen! —
Bei tiefem, tiefem Schweigen.

Doch als die Wette nun,
Bei Gott! gewonnen war,
War jede grau von Haar! —
O Schrecken ohne Gleichen —
Das kam . . . . vom langen Schweigen.

Glaubensstreit.

Ein Kapuziner und ein Jude,
Geziert mit Bärten lang und kraus,
Die zogen jüngst auf gleicher Straße
Auf eine fromme Wallfahrt aus.

Sie kamen bald auch auf den Glauben,
Und stritten hin und stritten her:
Ob bei den Christen oder Juden
Der Frommen und der Heil'gen mehr?

Da rief voll Schadenfreud' der Vater:
„Wir wollen seh'n, was recht und wahr!
Ein Jeder rupf' für jeden Heil'gen
Dem Andern aus dem Bart ein Haar!"

D'rauf ruft er: „Ab'ram, Isaak, Jakob!"
Und reißt dem Jud' drei Haare aus.
Der lächelt ruhig und zufrieden,
Als mache er sich gar nichts d'raus.

Spricht leise dann: „Eilftausend Jungfern!"
Und faßt des Mönches ganzen Bart;
Ein kräft'ger Ruck, — ein Schrei des Schmerzes — —
Und Mönchleins Kinn war unbehaart!

Storchlied.

Willkommen, Storch!
Sei herzlich mir willkommen!
Hast über Meer und Land
Den weiten Weg genommen,
Und doch das alte Nest erkannt?

Willkommen nun
Im heimathlichen Neste!
Auf deinem Fittich ritt
Der Frühling, frohe Feste
Und Lust verkündend, schäkernd mit.

Willkommen mir
Sei Vogel nun und Knabe;
Theilt ihr doch beide aus
So manche nette Gabe:
Die Kindlein und den Blüthenstrauß.

Willkommen d'rum.
Was ihr von „Jenseits" brachtet —
Woher, das weiß man nicht —
Und sorglich streng bewachtet
Den weiten Weg mit Vaterpflicht,

Willkommen uns!
Wir wollen treu es pflegen;
Den bunten Blumenkranz
Um's Haupt den Kleinen legen;
Sie schützen bei der Horen Tanz.

Willkommen auch,
Wenn einst ihr zu den Zonen
Der mild'ren Heimath strebt,
Und dann die welken Kronen
Und uns auf euren Fittich hebt.

Des Zechers sechzigster Geburtstag.

Freunde, kommt und füllt die Becher,
Füllt sie hoch bis an den Rand!
Einem alten wack'ren Zecher
Sei mein „Vivat!" zugewandt!
Wer seit sechzig Jahren schlingt,
Und seit sechzig Jahren trinkt,
Der verdient, so wahr ich lebe,
Daß man ihm ein „Vivat!" gebe!

An der Mutter zartem Busen
Fing der alte Schlemmer an,
Schlürfte, als ob alle Musen
Hätten es ihm angethan.
Wer seit sechzig Jahren schlingt,
Und seit sechzig Jahren trinkt,
Der verdient, so wahr ich lebe,
Daß man ihm ein „Vivat!“ gebe!

Immer Muttermilch zu nippen
Däucht dem Herrn jedoch nicht gut,
Darum trank von Mädchenlippen
Er jetzt lieber Liebesgluth.
Wer seit sechzig Jahren schlingt,
Und seit sechzig Jahren trinkt,
Der verdient, so wahr ich lebe,
Daß man ihm ein „Vivat!“ gebe!

Doch die Rosen blüh'n nicht immer,
Und das Küssen geht nicht mehr,
Darum, statt dem Frauenzimmer,
Gebt ihm eine Flasche her.
Wer seit sechzig Jahren schlingt,
Und seit sechzig Jahren trinkt,
Der verdient, so wahr ich lebe,
Daß man ihm ein „Vivat!“ gebe!

Doch zum Trinken muß er kauen,
Und zwar gebt ein tüchtig Stück,

Denn er nimmt ja beim Verdauen
Hundertfünfundsiebzig Schlück!
Wer seit sechzig Jahren schlingt,
Und seit sechzig Jahren trinkt,
Der verdient, so wahr ich lebe,
Daß man ihm ein „Vivat!“ gebe!

Beefsteak, Rostbeef und Fasanen,
Und dazu Champagner-Wein,
Und zum Nachtisch einen Hahnen,
Wiegt in's Paradies ihn ein.
Wer seit sechzig Jahren schlingt,
Und seit sechzig Jahren trinkt,
Der verdient, so wahr ich lebe,
Daß man ihm ein „Vivat!“ gebe!

Und so soll er freudig leben,
Glücklicher als Crösus war,
Bis, beim süßen Saft der Reben,
Er erlebet hundert Jahr!
Wer seit sechzig Jahren schlingt,
Und seit sechzig Jahren trinkt,
Der verdient, so wahr ich lebe,
Daß man ihm ein „Vivat!“ gebe!

Ein christliches Gebet.

(Wahre Begebenheit aus dem Jahre 1783.)

Wie sind die Kirchen doch so voll
In England und den Niederlanden;
Die Leute beten ja wie toll . . . . .
Warum? . . . . ob sie das auch verstanden?
Sie bitten an den heil'gen Orten
Den Herrn um ein gesegnet . . . . Morden!

Um „Morden?“ — wie? — das kann nicht sein!
Doch! doch! da beide sich bekriegen,
So leuchtet es wohl Jedem ein,
Daß eins das and're will besiegen,
Und dazu braucht man allerwegen
Viel Geld, viel Macht, und Gottes Segen!

In England und in Niederland
Ist d'rum ein Bettag ausgeschrieben,
Doch ist im frommen Brittenland
Acht Tage man zurückgeblieben.
Da steht denn heut' im Heil'genscheine
Ein frommer Mann vor der Gemeine.

Er spricht: „Erinnern wirst du dich,
O Herr, daß die in Niederlanden
Am vor'gen Sonntag feierlich,
Wie heute wir hier, vor dir standen;
Doch weißt du ja auch, was sie dachten,
Da sie sich früher an dich machten.

Wie Jakob Esau einst gethan,
So wollte dieses Volk voll Lügen
Um deinen Segen uns fortan
In diesem Kriege schlau betrügen.
Doch mußt du ihnen nimmer glauben,
Gewohnt sind sie zu stehlen, rauben!

Glaub' uns und mir, dem treuen Knecht,
Wir haben stets mit dir gehalten;
Vernicht' dies sündige Geschlecht,
Laß uns're Waffen siegreich schalten,
Laß deine Gnad' und Lieb' uns sehn,
Und uns're Feinde untergehn!"

Lang vergessener Besuch.

„Wohin soll ich zuerst nur gehn,
Um meine Freunde all' zu sehn,
Besuch bin ich viel schuldig!"

„Wo du zu längst nicht kommen bist,
Die nöthigste Visite ist,
Mein Freund — komm zu dir selber!"

Die sieben Seligkeiten des Confucius.

Der Mann ist selig, der nichts glaubt,
Sein Glaube wird ihm nie geraubt.

Auch der nichts hofft, ist selig dran,
Weil ihn kein Hoffen täuschen kann.

Der Mann ist selig, der nicht liebt,
Für ihn es keine Untreu' giebt.

Der Mann ist selig, der nichts hat,
Da findet auch kein Diebstahl statt.

Der Mann ist selig, der nichts giebt,
Er wird durch Undank nie betrübt.

Der Mann ist selig, der nichts weiß,
Ihm macht das Wissen niemals heiß.

Und selig ist, wer nichts versteht:
Die Einfalt in den Himmel geht.

Sprüche des Confucius.

I.

Was Andern man in's Ohr erzählt,
Hört man auf hundert Meilen.

Aus Rattenzahn kein Elfenbein
Trotz bürsten, schaben, feilen!

Die großen Vögel nähren sich
Von keinen kleinen Körnern.

Von einer Kuh verlange nicht
Zwei Häute mit vier Hörnern.

Dieweil die Pfütze trocken ist,
Kann man die Fische sehen,

Und wenn du nur recht pfiffig bist,
So wirst du mich verstehen.

Sprüche des Confucius.

II.

Wer nicht erst die Körner sät,
Sieht nicht Aehren sprießen;

Wer zuerst die Saat nicht mäht,
Kann der sie genießen?

Wer sich trocken setzen will,
Wird mit Eis nicht bauen.

Ist dir einer gar zu still,
Schenk ihm kein Vertrauen.

Seidenwurm und Maulbeerblatt,
Kannst du sie wohl trennen?

Wer den Neid im Herzen hat,
Wird den Haß auch kennen.

Sprüche des Confucius.

III.

Die Vöglein singen froh und frei,
So lang sie fern den Schlingen.

O laß dich nicht durch Schmeichelei
Um deine Würde bringen!

Die Vöglein singen froh und frei
Im dichten grünen Laube.

O daß dir nie die Heuchelei
Des Herzens Frieden raube!

Sprüche des Confucius.

IV.

Wohin sich nur die Mücke setzt,
Da läßt sie Schmutz zurück;

Das reine Weiß ist gleich verletzt,
Und hin der Unschuld Glück.

Wohin dich nur die Wespe sticht,
Da schwillt es schmerzlich an;

Und wo Verläumdung Netze flicht,
Da ist's um dich gethan!

Sprüche des Confucius.

V.

Viel Räthe geben schlechten Rath,
Viel Plaudern ist noch keine That.

Viel Worte sind nicht immer Sinn,
Viel Schwätzen bringet nie Gewinn.

Viel Glänzen macht dich nur verhaßt,
Viel Bücken wird dir bald zur Last.

Viel Hoffen täuschet oft gar sehr,
Viel Täuschung macht das Leben schwer.

Drum sprich und schein und hoff nicht viel,
Und halt' in Allem Maaß und Ziel.

Wie ich's liebe!

Freundlich lieb' ich Wirth und Städtchen,
Feurig lieb' ich Wein und Mädchen,
Und — soll ich recht fröhlich sein —
Gut besetzt den Tisch und fein!

Lustig mag ich die Genossen,
Und den Becher vollgegossen;
Dann, bei seinem hellen Klang,
Einen frohen Rundgesang.

Ehrlich lieb' ich die Gesichter,
Und beim Teufel das Gelichter
Aller Heuchler, die da schrein,
Wenn sich And're herzlich freun.

Blau den Himmel, grün die Bäume,
Gut den Schlaf und süß die Träume,
Treu den Freund und frei die Welt,
Und vor allen Dingen — Geld!

Kommt dann einst Freund Hain geschritten,
Und es helfen keine Bitten,
Nun — so lieb' ich sanften Tod,
Und ein freundlich Morgenroth!

Aus des Teufels Wanderbuch.

Einst machte sich Mephisto auf,
Die schöne Welt zu sehen;
Es trieb ihn aus der Höll' herauf,
Im Sonnenschein zu gehen.
Er nahm den Zauberstab zur Hand
Und ankerte am Erdenland.

Doch hier im Leben, wie man weiß,
Sieht man stets auf den Kragen;
Herrn Luzifern ward 's drob nicht heiß:
Er wünschet einen Wagen, —
Und vor ihm steht, mit vier bespannt,
Die schönste Kutsche rings im Land.

Des Busens großer Silberstern,
Ein Rock vom feinsten Zeuge,
Verkündeten den hohen Herrn
Im lieben Erdenreiche.
So zog er, als ein „Graf von Rhein",
In Gala in die Hauptstadt ein.

Der Abend kommt im Sternenschein;
Es rollen die Carossen.
Ein Jeder denkt an's Sprüchelein:
„Das Leben sei genossen!"
Und diesem Wahlspruch folget man
Vom König bis zum Handwerksmann.

Des Herzogs prächt'ger Maskenball
Ist g'rade diesen Abend.
Hier trifft man in dem weiten Saal,
Was schön ist und was labend.
Das Aug', das Ohr, der Mund, die Nas',
Ein jeder Sinn hat seinen Spaß.

Herr Satanas mit noblem Schritt
Und zuckersüßer Miene
Als Suitier in die Säle tritt,
Doch ach! — ihm fehlt Routine;
Denn in der Hölle düstrem Nest
Ist selten so ein Jubelfest.

Der König kommt, der Ball beginnt;
Zum Tanze stürzen Alle.
Der bunten Paare Irrgewind'
Wogt tosend durch die Halle;
Der Busen schwillt, es pocht das Herz
Und Luzifer treibt manchen Scherz.

Da plötzlich kommt ein Domino,
Grüßt freundlich unsern Ritter.
„Hier geht's in dulci jubilo!“
Spricht Jener durch das Gitter
Der Maske: „Doch du kennst mich nicht?
Komm, Freund, und schau mir in's Gesicht!“

Drauf führt er ihn auf die Altan,
Und lüpfet seine Larve;
Da grinst der Tod den Teufel an,
Es tönt die Geisterharfe.
Der Uhu schreit, die Hölle lacht,
Laut wiehernd durch die finstre Nacht.

Des Grabes König spricht hierauf:
„Komm, laß uns Schmollis trinken!
Du siehst, wie sie im vollen Lauf
Dir in die Arme sinken.
Ich blase hier im Sinnenrausch
Gar manches Lebenslichtchen aus!“ —

Und Arm in Arm geh'n sie zurück,
Geh'n lächelnd durch die Reihen.
Der Teufel sieht mit frohem Blick,
Wie sie dem Tod sich weihen.
Der Uhu schreit, die Hölle lacht,
Laut wiehernd durch die finstre Nacht.

Stoßseufzer.

Großer Gott der Gnad' und Huld!
Laß dich bewundern in deiner Geduld,
Die du trägst mit Heiden und Christen,
Mit Lutheranern und Calvinisten,
Mit Socinianern und Papisten,
Selbst mit Juden und Pietisten;

Die du hast bei unserer Schuld,
Bei all den Bitten der Ungeduld;
Daß du dich läßt leugnen und Herrgott nennen
Von Tröpfen, die dich gar nicht kennen,
Die dich ziehen in den Koth
In ihrer Armseligkeit und Noth;
Die von dir lehren und dich tadeln,
Und sich zu deinen Gesandten adeln;
Die sich nennen deine Knechte
Und verhandeln deine Rechte;
Die verdammen und verfluchen,
Und ihr Heil im Lügen suchen.
Daß du da noch nicht dreingeschlagen,
Wahrlich! das will Vieles sagen,
Zeugt, du großer Gott der Huld!
Von wahrhaft göttlicher Geduld.

Deutsch.

Sie saßen beisammen und tranken
Jüngst bei 'nem festlichen Schmaus,
Und sprachen gar tiefe Gedanken
Und hohe Ideen aus.

Sie saßen beisammen und tranken
Recht wacker für's Vaterland;
Und schwuren Vernichtung den Franken,
Den Becher in der Hand.

Sie saßen beisammen und tranken
Jüngst bei 'nem festlichen Schmaus,
Und rotteten kühn — in Gedanken —
Den ganzen Adel aus.

Sie saßen beisammen und tranken,
Entschieden der Fürsten Geschick,
Und machten nach Schreien und Zanken,
Aus Deutschland 'ne Republik.

Sie saßen beisammen und tranken
Für Deutschlands Wohl und Weh.
Sie saßen beisammen und tranken
Früh Morgens — schwarzen Kaffee.

Wer ist glücklich?

Wer ist glücklich?
„Wer weise ist und geistig groß,
Dem fiel gewiß das schönste Loos!“
O nein! o nein!
Er weiß, und sagt es unverhehlt,
Wie viel ihm noch am Wissen fehlt.
O nein!
Der kann vor Schmerz nicht glücklich sein.

Wer ist glücklich?
„Wer reich, wie es einst Crösus war,
Dem bietet wohl das Glück sich dar.“
O nein! o nein!
Das Gold, das ihm so werth und lieb,
Holt ihm am Ende noch ein Dieb.
O nein!
Der kann vor Angst nicht glücklich sein.

Wer ist glücklich?
„Wer in dem Arm ein Schätzchen hält,
Das liebt — ist glücklich in der Welt.“
O nein! o nein!

Manch' Liebchen brach schon Schwur und Wort,
Und ging mit einem Andern fort.
O nein!
Läßt Eifersucht denn glücklich sein?

Wer ist glücklich?
„Wen Fürstengnade hoch gestellt,
Den nennt oft glücklich diese Welt."
O nein! o nein!
Oft nimmt ein Fürst mehr, als er gibt,
Und Ehre oft wie Spreu zerstiebt.
O nein!
Ein solcher kann nicht glücklich sein.

Wer ist glücklich?
Wer eine Welt im Innern trägt,
Wem Lieb' und Treu' das Herz bewegt;
Wer frisch und rein,
Zufrieden und voll Lebenslust,
Sein Heil nur sucht in eigner Brust,
Stimmt ein!
Der muß auf Erden glücklich sein!

Mahnung.

Laßt uns genießen
Die flüchtigen Stunden,
Eh' sie verfließen.
Seht nur, wie schnelle
Eilet die Welle
Unseres Lebens dahin!
Eh' wir es nennen,
Eh' wir erkennen
Seinen verborgenen Sinn.
Pflücket die Blüthe,
Schmücket die Hüte,
Haschet das neckische Glück.
Was ihr versäumet,
Was ihr verträumet,
Kehret euch nimmer zurück.

Trinklied.

Chor.

Laßt uns trinken!
Die Flaschen winken
In goldnem Schein.
Schenket ein! schenket ein! schenket ein!
Den perlenden köstlichen Wein!

Einer.

Wie in zauberischem Reigen
Von dem Grund die Perlen steigen
In dem edlen Rebensaft,
Wollen wir uns kühn erheben
Aus dem trägen Alltagsleben
Froh in jugendlicher Kraft.

Chor.

Laßt uns trinken!
Die Flaschen winken
In goldnem Schein.
Schenket ein! schenket ein! schenket ein!
Den perlenden köstlichen Wein!

Einer.

Laßt das Schelten den Magistern,
Und das Wasser den Philistern,
Den Kaffee der Weiber-Schaar.
Männerkraft und Jugendfrische
Sitzt beim Klatschen nicht zu Tische,
Bauet Bacchus den Altar.
Laßt uns . . . u. s. w.

Wenn das Leben nüchtern schleichet,
Stets das „Heut" dem „Gestern" gleichet,
Nehmen wir das Glas zur Hand.
Ha! wie da in Phantasieen
Wundergärten uns erblühen,
Und manch' reiches Feenland.
Laßt uns . . . u. s. w.

Wenn ein Liebchen uns verlassen, —
Statt die ganze Welt zu hassen
Und untröstlich gar zu sein,
Setzen wir uns zu den Flaschen,
Und von ihren Lippen naschen
Wir dann flüss'ge Liebelein.
Laßt uns . . . u. s. w.

Ja, ihr Brüder, in den Fluthen
Aechten Weins und seinen Gluthen
Lebet wahre Zauberkraft.

D'rum das Schelten den Magistern,
Und das Wasser den Philistern,
Doch dem Mann den Rebensaft!

Weinlied.

Laßt mir das Weinen, laßt mir das Zagen,
Nimmer ertöne kindisches Klagen,
Füllet die Becher mit perlendem Wein!
Gibt uns das Leben traurige Stunden,
Schlägt uns das Schicksal blutende Wunden,
Wollen wir trotzend der Freude uns weihn!

Jauchzet dem Bacchus, jauchzet, ihr Zecher!
Stimmet die Kehlen, leeret die Becher,
Singt Dionysos in fröhlichem Reihn.
Mögen die Narren nüchtern sich grämen,
Mögen die Weiber schüchtern sich schämen,
Wollen wir männlich dem Gotte uns weihn!

Klinget, ihr Gläser: Liebchen soll leben!
Traulich ein glühend Küßchen uns geben,
Ruhen voll Liebe am liebenden Herz!

Was auch die Götter Schönes gegeben,
Ist doch die Lieb' das Höchste im Leben,
Trinkt d'rum und liebet bei Lust und bei Scherz.

Und auch die Freiheit lasset uns preisen,
Stempel der Gottheit, Krone des Weisen,
Hebt sie das Leben zur himmlischen Lust.
Brechet die Fesseln, dringet zum Lichte,
So auch mit Thaten, wie im Gedichte,
Freiheit! dir schlage für ewig die Brust.

Reicht euch die Hände freudig zum Pfande,
Freiheit und Liebe wohnen im Lande,
Sie, die der Menschheit unschätzbares Gut.
Leeret die Becher, füllet sie wieder,
Singet der Gottheit jauchzende Lieder,
Lebet und sterbet mit freudigem Muth.

[illegible]

Wollen wir [illegible] der Freude uns weihn!

Jauchzet dem Bacchus, jauchzet, ihr Zecher!
Stimmet die Kehlen, leeret die Becher;
Singt Dionysos in [illegible] Reihn.
Mögen die Narren nüchtern sich grämen,
Mögen die Weiber schüchtern sich schämen,
Wollen wir männlich dem Gotte uns weihn!

Klinget, ihr Gläser: Liebchen soll leben!
Traulich ein glühend Küßchen uns geben,
Reichen voll Liebe ein liebendes Herz!

Ernst und Wahrheit.

(Canzonen.)

Weisheit.

Nicht in dem Dunkel der Pyramiden und nicht in Eleusis,
　Auch nicht im Steine, den lang kluge Adepten gesucht,
Find' ich die Weisheit, die oft so hoch und so herrlich geprief'ne!
　Auch der Katheder allein scheint ihr Asyl nicht zu sein;
Denn ich sah Weise dort schon, die eher mir Narren bedünkten,
　Wie auch ein Thor der wohl bleibt, der in Ascetik sie sucht.
Weisheit ist **mir** der Genuß des Lebens auf klügliche Weise,
　So daß Verstand und Gemüth, Herz auch und Seele sich freut;
Gab doch der liebende Gott uns Allen den Trieb zu genießen,
　Nur muß Vernunft auch zugleich regeln des Herzens Begier!

Religion.

Nennst du das Religion, zu glauben unglaubliche Dinge?
　Sonntags zur Kirche zu gehn, wie es die Sitte erheischt,
Sauber gekleidet und fein, und fromm auch im äußeren Wesen?
　Wenn dann die Predigt vorbei, — fort mit dem lästigen Schein! ...
Oder behalte ihn auch, er dient oft als treffliche Maske,
　Hüllet dein Inneres ein, gleich wie der Schafspelz den Wolf! —

Nennst du das Religion, die Augen verdrehen und seufzen?
Beten und fasten und knie'n, schuldloser Freude ein Feind?
Siehe, mein Freund, wie mir däucht, so wäre das geistige Schwachheit,
Heuchlerisch Wesen dabei, jeglichem Wackern ein Greul.
Nimmer mit welkendem Laub, mit falschem Gewand und mit Thränen
Schmücket die Himmlische sich; — Blumen umkränzen die Stirn,
Freudig erstrahlet das Auge, kündend die heilige Flamme
Göttlicher Liebe, die still, tief in dem Herzen ihr wohnt.
Darum ist mir Religion ein freudiges rechtliches Leben
Heiter genossen und rein, Schönem und Edlem geweiht!

Wahre Freiheit.

Fragst du: was Freiheit wohl sei, die wahre, die göttliche Freiheit?
Nun, so vernimm denn mein Wort, schließe im Herzen es ein:
Göttlicher Geist, ja du bist der Geist auch der heiligsten Ordnung.
Freiheit ohn' Ordnung ist nichts, nichts als ein eiteler Wahn.
Ordnung beherrschet das All, die einfachste, schlichteste Ordnung!
Sieh nur, Natur, wie sie wirkt, hier und wo Sonnen sich dreh'n;
Folgen die Kräfte doch all' den ewig bestimmten Gesetzen,
Wie sie der göttliche Geist vorschrieb dem Wurm in dem Staub,
Vorschrieb den Sonnen der Milchstraß', führend sie ewige Bahnen.
Wäre es anders, so wär' Leben und Schönheit ein Nichts,

Ja, was harmonisch sich fügt, das würde im Kampf sich zerstören,
Wie sich die Menschheit zerfleischt, wo kein Gesetz mehr gebeut.
Fragst du, was Freiheit d'rum sei, die wahre, die göttliche Freiheit?
Nun, so vernimm denn mein Wort, schließe im Herzen es ein:
Freiheit, sie liegt im Entschluß, frei den Gesetzen zu folgen,
Welche Natur und Vernunft dir in die Seele gelegt.

Heiterkeit.

Heiterkeit, liebliche Blüthe, sproßt du auf himmlischen Auen?
Oder, der Erde entstammt, reifst du an irdischem Licht?
Mir bekränzst du das Haupt, wenn Phöbus die feurigen Rosse
Schirrt an den Wagen von Gold, rasch zu vollenden die Bahn;
Bleibest auch treu mir, bis spät am purpurnen Saume des Himmels
Still in des Oceans Schooß sinket der flammende Gott!
Aber beschien er denn nicht mit glühendem Strahl eine Welt auch,
Die sich im Schaffen gefiel? glücklich im göttlichen Drang
Ewiges Leben zu rufen, ewig im wechselnden Stoffe,
Ewig in Tod und Geburt, rastloser Arbeit gewiß?
Nun denn, so kenn' ich sie auch, der Heiterkeit sprudelnde Quelle:
Munteres Schaffen heißt sie, tüchtiger Arbeit Gewinn!

Häusliches Glück.

Sag' mir, was jagst du so toll, so rastlos nach flüchtigen Schatten?
Suchest dein Glück du da drauß', wo sich die Menge bemüht?
Suchst du's in Ehre, in Gold, im wechselnden Spiele der Lüste?
Aermer dann bist du als arm, und wenn dich Fortuna umfänge;
Denn mit der Ruhe erkauft und selbst mit dem inneren Frieden
Wird, was dort täuschend dich neckt, ohne Befried'gung zu sein.
Häusliches Glück nur allein bewährt sich im Sturme des Lebens!
Siehe dein Haus ist die Arche, treibend auf wildem Gewässer,
Sendest die Taube du aus, die freudedürstende Seele,
Immer doch kehrt sie zurück, suchend die heimische Stelle,
Bringet den Oelzweig dir mit, den lieblichen Boten des Friedens,
Und mit dem Oelzweig das Glück, das du so lange gesucht!

Muth und Sieg.

Hört doch! was schmettert so laut! Mir däucht, als ob Fama es wäre,
Traurigen Lorbeeres Ruhm kündend der zitternden Welt.
Pfeilschnell, mit Sturmesgebraus, enteilt sie dem blutigen Schlachtfeld,
Zählend die Städte, die jetzt liegen in Trümmer und Asche,
Zählend die Seufzer, die dort im schrecklichen Kampf mit dem Tode
Tausende sandten empor, Rache schreiend, zu Gott!
Und mit dem Siege gekrönt, empfangen von schmeichelnden Sklaven,
Kehret der Feldherr zurück, ewigen Ruhmes gewiß.
Thoren, ihr Menschen, seid ihr! wenn solcherlei Sieg ihr bewundert,
Glaubt mir, es gibt einen Muth, größer als der auf dem Schlachtfeld!
Wenn deine Seele verirrt, in sündigem Treiben befangen,
Gleichst du dem thörigten Mensch, der kecklich dem Berge hinabrennt.
Rascher und rascher treibt's ihn den steilen Abgrund hinunter,
Nirgends winkt Hülfe ihm mehr, stürzt er nicht selber sich hin.
Aber sich niederzuwerfen, rasch vor dem drohenden Abgrund,
Laut sich zu sagen: Halt ein, Thor, der du warst in der Sünde!
Das ist ein „Muth“ und ein „Siegen“, größer als Cäsar sie kannte,
Größer als Fama sie nennt, ob sie die Erde umkreist!

Im Zorn.

„Haltet den Schiffer doch, haltet! ist er sein Leben schon müde,
Weil er im wüthenden Sturm kecklich den Nachen besteigt?
Seht doch die Wogen sich thürmen, furchtbar lebendige Berge,
Steigend und fallend ein Graus .... steigend und fallend ein Grab.
Ach! und die heulenden Winde werden den Nachen zerschellen,
Wie sich ein Strohhalm zerbricht leicht in der spielenden Hand!"
Aber, mein sorglicher Freund, ... bist du der Schiffer nicht selber?
Was du im Zorne beginnst, das wird der Zorn dir zerschellen!

Geburt und Tod.

Blumengewinde und Laub bekränzte die heimische Hütte,
Als du erblicktest das Licht, selbst noch in geistiger Nacht.
Weinend begrüßte die Welt der kleine, noch schwächliche Bürger,
Aber mit Lächeln empfing Freundschaft das weinende Kind.
Nun denn, so lebe denn so, daß, wenn dich der Tod einst ereilet,
Heiter noch lächeln du kannst, wenn weinend die Freund' dich umstehn!

Blumen und Herzen.

Schau nur, wie viele der Blumen öffnen der Sonne die Kelche,
Aber nur eine allein folgt ihr beständig und treu.
Nun denn, so sei du, mein Herz, ein Bild mir der Sonnenblume:
Nicht nur sei offen für Gott, sondern gehorche ihm auch.

Erwerben und erhalten.

Dauerndes Glück zu erwerben, — Glück, wie der Weise es suchet, —
Dazu gehöret Geduld, aber auch strebsamer Fleiß;
Willst du dir aber erhalten, was du als Glück dir gewonnen,
Mäßigung übe dann stets, habe auch Vorsicht dabei.
Langsam und Schritt nur für Schritt erklimmst du die schwindelnde Höhe,
Aber ein Fehltritt in Hast wirft dich zerschmettert hinab.

Gedichte
religiösen Inhalts.

Reformationslied.

Dreihundert Jahr' sind längst vorbei,
Seitdem ein kühner Mann,
Wohl auf der Menschheit Angstgeschrei,
Ein großes Werk begann.
Ein Mönchlein war's, nur schlicht und recht,
Doch frei im Geist, kein Jammerknecht,
Der pocht am Vatikan
Gar allgewaltig an!

Was soll's, Herr Papst, mit all dem Tand,
Und all der falschen Lehr'?
Nehmt mir die Bibel mal zur Hand,
Zeigt den Beweis mir her!
Seht ihr da drinn vom Papst was stehn?
Ist da vom Ablaß was zu sehn?
Von Meß' und Ohrenbeicht'
Die Bibel wahrlich schweigt!

Und laut erschallet Luther's Wort,
Daß Rom im Grund erbebt;
Der Geist, er trägt's von Ort zu Ort,
Und manches Herz sich hebt,

Und mancher brave, wack're Mann
Er schließt dem kühnen Werk sich an,
Will frei von Druck und Wahn
Sich seinem Herrgott nah'n!

Dreihundert Jahr' sind längst vorbei,
Doch denken wir noch dein;
Denn seht! der Geist ist noch nicht frei,
Doch soll er's endlich sein!
Wir folgen deinem kühnen Wort,
Und protestiren fort und fort,
Bis frei, vom Geist durchweht,
Der Zukunft Kirche steht!

Bundeslied.

Sei gegrüßet, heil'ge Zeit,
Wo die letzten Schranken fallen,
Und von einem Geist geweiht
Wir zu einem Altar wallen;
Lange harren wir schon dein,
Großer Morgen brich herein!

Brich herein mit Himmelsglanz,
Festlich wollen wir uns schmücken,
Und von dir erfüllet ganz
An das Herz die Brüder drücken.
Komm, o komm, wir harren dein,
Großer Morgen brich herein!

Wo kein Glaube uns mehr trennt,
Uns kein Haß mehr unterscheidet,
Bruder nur den Bruder kennt,
Liebe nur die Liebe leitet.
Lange harren wir schon dein,
Großer Morgen brich herein!

Großer Morgen hell und klar,
Wo der Liebe Sonne scheinet;
Wo, was heilig ist und wahr,
Alle Herzen schön vereinet:
Komm, o komm, wir harren dein,
Großer Morgen brich herein!

Mag auf gold'nem Ehrenthron
Dann Vernunft das Scepter schwingen,
Und, dem alten Haß zum Hohn,
„Friede" seine Hymnen singen:
Lange harren wir schon dein,
Großer Morgen brich herein.

Frei ist dann des Geistes Flug,
Frei das Hoffen, frei der Glaube,
Keinem eitlen Priestertrug,
Keinem Dogmenzwang zum Raube:
Komm, o komm, wir harren dein,
Großer Morgen brich herein!

Brich herein mit voller Macht,
Brich herein und sprich dein „Werde!"
Daß nach langer, langer Nacht
Endlich Licht auf dieser Erde:
Lange harren wir schon dein,
Großer Morgen brich herein!

Erkenne dich selbst.

Erkenn' dich selbst!
So tönt es aus der Vorzeit Tagen,
Aus Delphi's heil'gem Tempelort;
Und stellen wir des Lebens Fragen
Noch heute, — tönt das gleiche Wort.

Erkenn' dich selbst!
Sprach Sokrates der Weise,
Und zu uns spricht es die Natur!
In unsrem Innern tönt es leise:
Zum Ziele führt Erkenntniß nur.

Erkenn' dich selbst!
Und du wirst glücklich werden,
Verklärt in eigner Tugend Licht;
Der Friede Gottes weilt auf Erden,
Wird Jedem dieses Wort zur Pflicht.

Das Reich Gottes.

„Die Pharisäer fragten, Thoren gleich,
Den Herrn, wann das Reich Gottes kommen werde?
Er sprach: Was denkt ihr doch von Gottes Reich?
Nicht kommen wird's mit äußerer Geberde.

Man wird nicht sagen: hier ist's, oder dort!
Noch auch: jetzt oder dann wird es beginnen.
Es ist und war, doch nicht in Zeit und Ort,
Es ist in euch allein, im Geist tief innen." —

O möcht' die Welt dies große Wort verstehen!
Dann würd' es still und froh in jeder Brust,
Dann senkte sich der Himmel zu der Erde,
Und Mensch zu sein, wär' eine Götterlust.

Warum es suchen über Sternen droben,
Wenn es so nah — wenn es im Herzen liegt?
Warum erst bis zur Sterbestunde warten,
Wenn es zu jeder Stund' sich an uns schmiegt?

Du darfst nur wollen! — in des Geistes Tiefe
Dem Göttlichen erbauen einen Thron,
So ist es jubelnd in dir eingezogen,
Und wohnt in dir, wie einst im Menschensohn!

Was ist denn „Gottes Reich?" — — Des Herzens Reinheit!
Des Willens Kraft! Des Geistes frische That!
Das Streben nach dem Göttlichen und Großen!
Des Guten ausgestreute Lebenssaat!

Der Himmel, der im eignen Herzen wohnet,
In dem Bewußtsein treuerfüllter Pflicht!
Dies ist das Reich des Herrn, — wer's so nicht findet,
Der findet es in Ewigkeiten nicht.

Selbst jenseits könnt' es nur im Geiste ruhen,
Nur innerlich, nicht zeit= und örtlich sein.
D'rum auf, mein Geist! da es dir schon erschlossen,
So ziehe hier schon in den Himmel ein.

Aus der Erfüllung deiner ird'schen Pflichten
Erblüht ein Paradies dir still und schön,
Durch dessen blumenreiche Friedensauen
Die Tugenden als stille Engel geh'n.

In der Erfüllung deiner ird'schen Pflichten
Ruht dir ein Trost, den keine Welt dir raubt;
Ein Trost, der Balsam dir in Leidensstunden,
Im Tod — ein weiches Kissen für dein Haupt.

D'rum fragt nicht, gleich den thör'gen Pharisäern:
Wann kommt das Reich, und wo ist es zu schaun?
„Blickt in euch selbst; denn hier nur kann es thronen,
Im eig'nen Herzen müßt ihr's auferbau'n!

Das höchste Glück.

Wer auf des Lebens Grenzgebirgen
In seinem Dasein einmal stand,
Und selig, mit des Geistes Blicken,
Erschaute seiner Sehnsucht Land —
Wer in den himmlisch=schönen Auen

Die Quelle ew'ger Lieb' gesehn,
Und all die Blüthen, deren Düfte
So zaubrisch zu uns niederwehn —
Der kehrt zu dieses Lebens Treiben,
Zu dieser Welt nie mehr zurück;
Denn ihm erblüht in jenem Schauen
Ein unaussprechlich hohes Glück;
Ein Glück, das keine Zeit zerstören
Und keine Macht vernichten mag,
Ein Glück, das um so schöner blühet,
Je leiser seines Herzens Schlag;
Ein Glück, das einem Feuer gleichet,
Das Alles rings um sich verzehrt,
Das hell und wärmend seine Krone
Stets nach dem fernen Himmel kehrt, —
Und alle Leiden, alle Schmerzen
Sind nährend Oel der mächt'gen Gluth,
Die läuternd dann für alle Zeiten
In seinem Busen selig ruht.

Wer auf des Lebens Grenzgebirgen
In seinem Dasein einmal stand,
Und wonnig, mit des Geistes Blicken,
Erschaute seiner Sehnsucht Land —
Wer in den himmlisch-schönen Auen
Die Quelle ew'ger Lieb' gesehn,
Und all die Blüthen, deren Düfte
So zaubrisch zu uns niederwehn —

Der kehrt zu dieses Lebens Treiben,
Zu dieser Welt nie mehr zurück,
Denn ihm erblüht in jenem Schauen
Des Menschengeistes höchstes Glück.

Geistesfreiheit.

Als auf des großen Geistes Wink
Dem Chaos donnernd diese Welt entstieg,
Im All harmonisch fügend
Sich Berg' auf Berge thürmten,
Und Pflanz' und Strom,
Das weite Meer,
Der Thiere unermeßlich Reich,
Von Leben strotzend, rings sich mehrten;
Der Mensch, der Schöpfung Krone,
Eintrat als Herrscher der Natur;
Da gab, als höchstes Lebensgut,
Der Herr die Freiheit ihm —
Ihm, dem kühngeschaffenen,
Hochbegabten Erdensohne.
Doch ach! — Der Freigeschaffne fiel,

Der eignen Schwachheit Raub,
In Ketten selbst geschmiedet.

Lang' seufzt' die Menschheit hin
In dunkler irrer Geistesnacht.
Nur selten Blitze freier Geister schlugen
Erleuchtend, zündend in die düstre Nacht.
Doch Blitze waren 's nur, und fort und fort,
In Finsterniß gehüllet, taumelt die Menschheit hin.

Da plötzlich steigt am nächt'gen Horizont
Ein purpurn Morgenroth empor;
Ein frischer Hauch verweht die gift'gen Dünste,
Die ringsum Höh'n und Thal bedecken.
Schon hebt der Busen leichter sich,
Schon schlägt das arme Herz mit ungestümer Lust
Dem hoffnungsvollen Aufgang zu.
Da, herrlich steigt, ein glühend Flammenmeer,
Die Sonne strahlend auf.
O reine, sel'ge Lust! —
Wie's Leben ringsum wogt,
Der Lieder froher Schall zum Himmel steigt.
O herrl'cher Aufgang! —
Der Geister Sonne strahlt:
Und Jesu hohes Wort
Zerreißt der Ketten Last,
Die eng und bang den Sinn gefesselt.
Es steigt die freie Seele,

Die Welt, das All
Zum Vater auf,
Verlierend sich in ihm
Mit nie gefühlter Lust. —

Doch traurig Loos des Ird'schen,
Daß alles Schöne, Edle, Große
In armer Menschen Hand
Zum Irrthum wird,
Zu Täuschung, Wahn und Trug.
So auch des Meisters hohes, klares Wort.
Des freien Geistes freie Lehre ward
Zum Losungswort der Tyrannei,
Zum finstern Irrwahn,
Zur Sklavenkette einer halben Welt.
Langsam und bang,
Im flachen, seichten Ufer zog
Der Zeitenstrom.
Zu denken — ward Sünde!
Dem kalten, leeren Wort
Der schlauen Priesterzunft zu folgen — Pflicht.
Der Himmelflug des Geistes war gehemmt;
Denn Bann und Fluch ward Denkens Lohn.
Der bangen Seele, die
Im unnatürl'chen Sein erzitterte,
Hielt man der Hölle selbstgeschaffne
Scheusalbilder vor.
Der große Geist der Liebe
War nicht mehr;

Ein stolzer Mensch war Gott —
Und seine Knechte — Götter.

Armselig, elend Leben,
Wo Freiheit, Liebe, frohe Hoffnung fehlt!
Verblüht, welk und zertreten
Lag der Menschheit Freudenkranz
Im Staube.

Da strahlt mit einemmal
Ein prachtvoll Meteor
An dunklen Höhn,
Verbreitend sich in purpurrother Gluth,
In lichten Flammen steht das Firmament.
Verehrend grüß ich dich,
Dich, Luther, Geist der Freiheit, Geist des Lichts!
Ein neues Leben tagt,
Und vor dem Sonnenblick der Wahrheit
Fliehn scheu die Nachtgebilde all
Zurück in's Schattenreich.
Mit Blut getränkt
Auf's Neue ward der Geistesfreiheit
Heil'ge Saat.

Doch immer neue, schöne Sterne ziehen
Am Horizonte leuchtend auf:
Spinoza, Fichte, Kant.
Und mehr und mehr
Regt sich der Geist jetzt in dem Volke: —

Es denkt.
Des Geistes Flug wird kühner;
Der Freiheit Sinn rauscht mächtig durch die Welt! —

Hört ihr den Flügelschlag des Aufgeweckten,
Vor dessen Blick der Vatikan erbebt?
O faßt ihn, Brüder, öffnet kühn dem Siegenden
Das wonnetrunkne Herz!
Es flieh' die Tyrannei des Körpers, wie der Seele,
Hinweg vom Erdenrunde!
Denn da nur wohnet Glück,
Zufriedenheit und Lust,
Wo freies Denken edles Leben weckt,
Von Wahrheit und Gesetzeskraft umschirmt.
Licht! sei das Losungswort, das unsre Seele schwellt,
Bis Geistesfreiheit das Panier der Welt!

Das goldene Zeitalter.

Der Morgen grüßt in feierlicher Stille,
Die Glocken läuten und die Welt erwacht.
Gelobt sei Gott! ihm sei aus tiefster Seele,
Aus vollem Herz mein Dankgebet gebracht.
Wie ist mir wohl, denk' ich an seine Liebe,
An seine Güte, seine Herrlichkeit,

An seine Treue, wie er sie erwiesen,
Und sie erweisen wird in Ewigkeit!

Und doch! wie wenig Menschen sind zufrieden,
Wie viele Seufzer zählet jeder Tag;
Wie jagen, von der Sorgen Heer umschwirret,
Die Sterblichen verkehrten Träumen nach!
Und ach! warum denn diese vielen Klagen?
Dies Rennen, Suchen, diese Hastigkeit?
Dies Bauen und Zertrümmern? dieses Fluchen?
Warum? ..... sie suchen nach der „gold'nen Zeit!“

Sahst du noch nicht an heißen Sommertagen
Den Wanderer, bewältigt von der Gluth,
Wie er im Schweiße seines Angesichtes
Ermattet in der Bäume Schatten ruht?
Was spricht so wehmuthsvoll aus seinem Auge?
Er denkt des Morgens, der so schnell entschwand,
Da sich sein Weg durch holde Blumen-Auen,
Durch Busch und Wald, durch Thal und Wiese wand;
Da kühl ihn noch die Morgenluft umspielet,
Von jedem Zweig ein muntres Vöglein sang,
Und an der Seite über Moos und Felsen
Ein klarer Bach in raschem Laufe sprang.

Sahst du noch nicht im Herbst das Laubwerk sinken,
Wenn rauh der Nordwind durch die Stoppeln fuhr?
Der Wald sein grünes Blätterkleid verloren,
Und still erblich des Lebens letzte Spur?

Ist es da nicht, als ob im Wehmuthshauche
Ein jedes Wesen von dem Frühling träumt,
Der einstens Berg und Thal und Wald und Fluren
Mit Laubesschmuck und Blüthenpracht umsäumt?

Hast du noch nie, wenn Lebensstürme brausten,
Wenn Sorgen dich und Kummer wild umschäumt,
Gleich wie Natur in jenen Wintertagen
Von Jugendlust und Jugendglück geträumt?

So geht es auch der Menschheit! Jetzt, in Mitten
Der heißen Kämpfe um des Daseins Recht,
Bleibt nur die Sehnsucht nach den gold'nen Zeiten
Dem ringenden, dem streitenden Geschlecht.

Doch wie? so wär' die Zukunft ernst und trübe?
Verloren schon, was doch als Ziel gesteckt?
Und was in jedem Herzen, jedem Busen
Den tiefsten Schmerz, die tiefste Sehnsucht weckt?

Nein, nein! bethörte Menschen! nicht verloren
Ist euch das Paradies, die „gold'ne Zeit"!
Für jeden Einzelnen, wie für die Völker
Liegt sie als Preis des Strebens schon bereit.
Wohl sehnt sich Mancher nach den Jugendzeiten,
Nach jenen Tagen kind'scher Lust zurück;
Doch können wir das „gold'ne Zeiten" nennen,
Wo in Beschränkung lag das ganze Glück?
Wo wir von Allem, was das Leben bietet

An Großem, Herrlichem, noch nichts gekannt?
Wo weder Tugend sich, noch Seelengröße,
Noch die Errungenschaft des Wissens fand?
Erst, wenn der Mensch selbstständig sich gebildet,
Die Leidenschaft beherrscht, den Geist befreit,
In Harmonie sein Inn'res abgerundet,
Dann blüht für ihn die schöne „gold'ne Zeit!"

O Dank dir, Vater, welchen Trost im Leben
Gibt der Gedanke meinem armen Herz!
Jetzt werd' ich doppelt freudig vorwärts streben,
Und leichter tragen Gram und Seelenschmerz.
Die „gold'ne Zeit", ich kann sie selbst mir schaffen,
Bild' ich nur Herz und Geist in höh'rem Sinn,
Bau' ich nur eine Welt in meinem Innern,
Und steu're kühn nach Recht und Wahrheit hin!

Die „gold'ne Zeit" wird einst der Menschheit blühen,
Wenn sie, von Wahn und Vorurtheilen rein,
Nur für das Große, Herrliche wird glühen,
Ein Bruderbund im wahren Sinne sein;
Wenn Sittlichkeit und Bildung, Fried' und Liebe,
Nicht Worte bloß und eitler Schall und Klang,
Nein! wenn sie Wahrheit erst und That geworden,
Die rechte That aus vollem Herzensdrang.

O großer Geist! du Geist der Güt' und Liebe!
Du Ewiger in deiner Herrlichkeit!
Laß alle Menschen dies doch recht erkennen,

Laß sie voll Kraft und Lust und Freudigkeit
Nach diesem schönen, schönen Ziele ringen,
Dem höchsten, das dem Menschen winken kann,
Dann werden Alle, Alle glücklich werden,
Dann bricht dein göttlich Reich auf Erden an,
Dann werden all' die tausend Seufzer schweigen,
Dann thront die „gold'ne Zeit" in jeder Brust,
Dann ist das Leben Freude nur und Wonne,
Und Mensch zu sein die höchste Erdenlust!

Geisteserndte.

Ich will mich sammeln, will in stiller Stunde
Den Geist erheben von der Erde Tand;
Denn nicht dem Staube bin ich nur entsprossen,
Im Reich des Geistes ist mein Vaterland.
Das Leben eilt im Zeitensturm von hinnen,
Wir fühlen es, und finden selbst uns nicht;
Es flieht an uns kein Augenblick vorüber,
In welchem sterbend nicht ein Auge bricht.
So legt der Landmann in den Schooß der Erde
Das Saatenkorn mit froher Hoffnung ein;

Auf daß ein neues, höh'res Leben werde,
Muß es ein Raub des finst'ren Todes sein.
Die Welt liegt kalt, und Wald und Flur verstummen,
Des Winters Schweigen herrscht im weiten All,
Doch nur getrost! Nur desto froher jauchzet
Des nahen Frühlings lauter Freudenschall!

O seht! des Schnees weiße Leichendecke
Sie schmilzt, und freundlich grüßt die junge Saat.
Das ist des Frühlings fröhlich Auferstehen,
Das ist des Winters still=bescheid'ne That.
Wer aber lockte denn dies junge Leben
Aus seiner finstern Grabesnacht hervor?
Wer ist's, der ihm das Hoffnungsgrün gegeben,
Und ihm erschloß der harten Erde Thor?
Wer anders, als das gold'ne Licht der Sonne!
Sie ließ es keimen, wachsen und gedeih'n,
Sie ließ es Nahrung aus der Erde schöpfen,
Um einstens selbst der Nahrung Stoff zu sein.

O Menschenkind! erschau in diesem Bilde
Dein eigen Wesen und dein eigen Sein!
Führt nicht auch dich das Licht ..... „das Licht des Geistes,
Der Wahrheit, der Vernunft" zum Leben ein?!

Ja! wie der grüne Halm zur Sonne strebet,
So wendet ahnungsvoll in stiller Jugendzeit
Die Seele sich schon nach dem ew'gen Lichte,
Zu künft'gen Thaten wie ein Held bereit;

So strebt der Geist, wenn er sich längst entwickelt,
Dem höh'ren Lichte unaufhaltsam zu,
Und findet nur im höheren Erkennen,
In dem Erkennen seiner selber Ruh.
Doch nicht genug, daß du dem Licht gewogen:
Du sollst nun selbst ein thät'ger Sämann sein,
Die Furchen hat der Meister dir gezogen,
Frisch! folge ihm und streu' den Samen ein!
Und wo sich Unkraut auf dem Wege findet,
Heraus mit ihm! denn es erstickt die Saat;
Vom Aberglauben And're zu befreien,
Auch das ist eine ächte Christenthat.
Und wenn die Ernte nun ist reif geworden,
Dann, munt'rer Schnitter, hurtig auf das Feld!
Der Hausherr naht; wohl dir, kann er einst sagen:
Du hast den Acker tüchtig mir bestellt.

Die Verklärung.

Zur Einsamkeit ruft eine inn're Stimme
Des Menschen Herz, wenn es voll Kummer schlägt,
Und an des Schicksals schwerem Eisenjoche
Still duldend unter Schmerz und Seufzern trägt.

Zur Einsamkeit rief es den großen Meister,
Er ging und nahm die liebsten Jünger mit;
Nach eines Berges Höhe lenkt er schweigend,
Gedankenvoll und ernst den müden Schritt.
Was ist es wohl, was diese große Seele,
Die sonst so freudig kämpft, jetzt niederdrückt?
Ach! ist es nicht die traurige Gewißheit,
Daß ihn der Haß dem Tode nah gerückt? —
Er läßt die Jünger, und sie sinken müde
Auf weichen Rasen unter Schatten hin;
Der Geist ist willig, doch des Fleisches Schwäche
Umfängt mit Schlaf gar bald den ird'schen Sinn.
Und ..... schlafen denn da draußen in dem Leben
Nicht Tausende, dieweil der Geist doch ruft:
„In frischem Streben sollt ihr aufwärts ringen,
Nicht modern wie in einer Todtengruft!“
Doch Petrus war, Johannes und Jakobus
„Voll tiefen Schlaf's“, so sagt uns selbst die Schrift.
Hört ihr es nicht! Ihr, die dies Wort der Bibel
Gleich wie der Blitz aus heit'ren Höhen trifft?
Ihr Schläfer alle, dumpf und schwer im Geiste,
Wacht auf und schaut, der große Kampf begann,
Der Aberglaube sinkt betäubt zur Grube,
Und strahlend bricht ein neuer Morgen an!
Seht, wie die Jünger sich die Augen reiben,
Sie schauen ja, in der Verklärung Licht,
Den großen Meister, wie er mit dem Ew'gen,
Mit Moses' Geist und mit Elias spricht. —
Und sollte da sich Jesus nicht verklären,

Da er, mit der Propheten Adlerblick,
Hinüberschaut in kommende Jahrhundert'
Und mißt der Menschheit ferneres Geschick?
Da er erwägt, wie seine hohe Lehre
Millionen Ketten geist'ger Sklaven sprengt,
Zahllose Herzen hebt, das Unglück tröstet,
Und alle Menschen zu dem Bess'ren lenkt?

Bei Gott! auch uns müßt' solch' ein Hochgedanke
Verklären, wie er Christum dort verklärt,
Und so hat sich das Wunder, nicht als Wunder,
Als eine Wahrheit hat es sich bewährt.

Versuch' es nur, mein Herz, dich aufzuschwingen,
Für Menschenwohl, für deiner Brüder Recht,
Erhebe dich ob dieser kleinen Erde,
Und sei nicht mehr des Vorurtheiles Knecht;
Sei frei im Geiste, frei in deinem Wollen,
Entschließe dich, und setz' dein Leben ein,
Wirst du, wie Christus, auf des Berges Höhen,
Verklärt mit den verklärten Geistern sein.

O Geist des Lichtes! laß mich solche Stunden
In meinem armen Erdenleben sehn;
Laß mich in heil'gem, seligem Erglühen
Vor deinem Thron, vor deinem Geiste stehn.
Laß dann mich fassen deinen ew'gen Willen,
Daß ich ihm diene, wie's der Meister that,
Daß ich in deinem Geist nur lebe, wirke,

Und handle nur nach deinem ew'gen Rath.
Dann wird im Innern eine Stimme sagen:
Auch dich liebt Gott, du bist sein Kind, sein Sohn,
Nur muthig weiter in dem schönen Streben,
Dich krönt, wie ihn, des Selbstbewußtseins Lohn!

Palmsonntag.

Horcht! welch' Tosen, welches wilde Brausen!
Hört ihr nicht das Rufen und das Schrein?
„Hosianna!" tönt's „dem Sohne Davids!
Jesus Christus zieht in Zion ein!"

Wie die Menschen nach dem Thore drängen,
Wie der Jubelruf, gleich Donnerton,
Sich von fern dir schon entgegenwälzet:
„Hosianna! er ist Davids Sohn!
Hochgelobt, der in des Herren Namen
Einzieht! Hosianna ihm und Heil!
Zions König zieht durch uns're Pforten,
Israel wird Ruhm und Ehr' zu Theil!"

Palmen, Blumen streut man auf die Wege,
Kränze schmücken Tempel, Thor und Haus,
Und begeistert breitet jetzt die Menge
Vor dem Friedensfürst die Kleider aus.

Doch der Meister, in dem Aug' die Thräne,
Schaut das Volk, das nur den König ehrt;
Das nur sich und seine kühnen Wünsche,
Aber nicht das Wort der Wahrheit hört;
Das ihm heute wild entgegenjauchzet,
Und ihn morgen schon — wer weiß! — verdammt,
Weil ein And'rer es für and're Zwecke, —
Für das Gegentheil vielleicht, — entflammt.
Armer Meister! Deine stille Ahnung
Täuschte leider deine Seele nicht;
Wo sind sie, die Jubelnden, geblieben,
Da auf Golgatha dein Auge bricht?

Menschheit! Menschheit! eine große Lehre
Liegt für dich in diesem Thatbestand!
Horcht, ihr Völker! Kündet's, meine Worte,
Kündet donnernd es von Land zu Land:
Auf der Erde wird es niemals besser,
Bis ein Jeder für sich selber denkt,
Und nur dem, was er als wahr befunden
Und als recht und gut, den Glauben schenkt.
Auf der Erde wird es niemals besser,
Bis ein jeder Einz'le geistig frei,
Selbst erkennend, nur das Gute wollend,

Bricht des Geistes finst're Sklaverei.
Bis nicht mehr der Pharisäer Horden
Und der Priester wild-fanatisch Wort
Rohe Massen zu dem „kreuzigt! kreuzigt!"
Und zum tollen Wüthen reißet fort.
Auf der Erde wird es niemals besser,
Wenn Vernunft nicht festen Boden faßt,
Und ein Jeder Dummheit, Aberglauben,
Priestertrug und Priesterherrschaft haßt.
Auf der Erde wird es niemals besser,
Wenn die Liebe nicht den Haß besiegt,
Wenn die Menschen sich nicht Brüder werden,
Und sich Volk an Volk in Liebe schmiegt.

Ist erst das gescheh'n, ja dann, ihr Freunde,
Zieht der Friedensfürst in Zion ein,
Dann erst wird die Menschheit recht erlöset
Und befreit von tausend Uebeln sein.

Darum auf! So fange nun ein Jeder
Bei sich selber mit der Beſſ'rung an;
Sind wir alle tücht'ge Menschen worden,
Bricht das Himmelreich auf Erden an! —

Ostern.

Es geht ein stilles wunderbares Beben
Durch die Natur, wie Auferstehungsruf,
Aus tausend Gräbern windet sich das Leben
Zum frohen Sein, zu dem es Gott erschuf.
O seht die Knospen, wie sie freudig springen,
Wie sich zum Licht das grüne Blättchen drängt,
Wie alle Keime nach Erlösung ringen,
Wie sich die Wurzel nach der Tiefe senkt!
O höret nur, mit hochentzücktem Lauschen,
Der jungen Lerche ersten Jubelschrei,
Des Baches Murmeln und des Stromes Rauschen,
Durch Frühlingskuß von Eisesbanden frei!
Ja, das ist Auferstehung, das ist Leben!
Hinweg den Stein von jeder dumpfen Gruft,
Hinweg die Angst, hinweg das feige Beben,
Sobald das Licht euch zu der Freiheit ruft!

Auch Wahrheit lag im Grabe oft gefangen,
Mit ihr Vernunft und freien Geistes Licht;
Da überkam die Menschheit tiefes Bangen,
Sie seufzte auf, doch sie erwachte nicht.
Schwer war der Stein, der ihre Gruft bedeckte,
Von Priesterhänden über sie gebracht, —

Von Priesterhänden, die der Fluch befleckte
Des Geistesmordes in der Geistesnacht!
Und Zionswächter standen vor dem Grabe
Und lachten ob der Menschheit Schmach und Hohn,
Verpraßten höhnend ihre beste Habe,
Und glaubten ewig sich als Sieger schon.
Da brauste es, wie heute, durch die Lüfte,
Wie Frühlingsodem und wie Osterwehn!
Mit Donnerkrachen sprangen auf die Grüfte,
Und Gott, der Herr, er rief sein: „Auferstehn!"

Und „Auferstehen!" — „Auferstehen!" schallte
Von Norden es bis Süd, von Ost nach West,
Und Volk um Volk aus seinem Grabe wallte
Und feierte sein großes Osterfest!

Auch wir, ihr Brüder, — wir, ihr Schwestern alle,
Erstanden so, aus dumpfen Grabes Nacht;
Auch wir sind jüngsthin vom Posaunenschalle
Der Stimme Gottes aus dem Grab erwacht.
Dem Ew'gen Dank! doch mit dem Dank geloben
Wir auch zugleich des Lebens werth zu sein,
Des Geistes Freiheit freudig zu erproben,
„Vernunft" und „Wahrheit" treulich uns zu weih'n.
Und wie die Keime, die jetzt um uns sprossen, —
Geweckt von Frühlingshauch und Lenzeskuß, —
Dem süßen Licht des Tages sich erschlossen,
So sei auch Licht und Liebe uns Genuß.
Und wie sie wachsen, Blüth' und Früchte geben,

So ringe nach Vollendung unser Geist,
Daß unser Streben sich im Erdenleben
Durch Blüth' und Früchte segnend auch beweist.
Dann mag der Tod — des Lebens Winter — kommen,
Wir fürchten seinen starren Eishauch nicht;
Wir jauchzen auf: Auch Sterben ist uns Frommen!
Und lächlen ruhig, wenn das Auge bricht!

Pfingsten.

Horcht! wie rauscht es durch die Lüfte!
Ist's ein Sturm von Gott gesandt,
Der, im Flug von Land zu Land,
Oeffnet der Entschlaf'nen Grüfte?
Brausend, wie auf Meereswogen,
Aus der grauen Vorwelt Zeit,
Fern aus der Vergangenheit,
Kommt es donnernd hergezogen,
Welten stürzend, Welten schaffend,
Das Verlebte mit sich raffend;
Und mit Götterkraft und Fülle
Aus der abgestorb'nen Hülle
Stellt es, groß und wunderbar,
Immer nur das Ew'ge dar!

Berge hat es schon geebnet,
Ausgefüllt der Thäler Grund
Und des Meeres tiefen Schlund!
Spottet Hohn und Schmach und Schande,
Selbst der Ketten und der Bande,
Triumphirt in bitt'rer Noth
Ueber Qualen selbst und Tod!

Nun, und welche Götterkraft
Ist's, die solche Wunder schafft?
O! ihr kennt sie! — Ihr begehet —
Wo nur eine Kirche stehet —
Heute ja in Ost und West,
Süd und Nord ihr Siegesfest!

Die Begeist'rung ist's, die Hohe,
Die, aus Göttlichem entstammt,
Wohl mit ihrer heil'gen Lohe
Hoch bis zu dem Himmel flammt;
Die einst Moses Haupt berührte,
Als sein Volk er kühn befreit;
Die zum Kreuze Christum führte,
Zu dem Opfertod bereit;
Die Apostel schuf zu Helden;
Huß in Flammen singen hieß;
Trotz der Päpste Bann und Schelten
Luther's Lehre siegen ließ;
Die auch uns mit heil'gem Beben
Jüngst erfaßt und angefacht,

Zu dem neuen Geistesleben,
Das im Innern uns erwacht!

Darum grüßen wir dich heute,
Dich, Begeistrung, gottentstammt,
Die in unsrem Innren flammt,
Mit der reinsten Herzensfreude!
Arm ist ja das Menschenleben,
Arm und traurig und verblüht,
Wo dein heil'ger Hauch nicht glüht,
Wo nicht deine Grüße schweben!
O, so bleibe unsren Herzen,
Funken aus der Gottheit Schooß!
Zieh zum Göttlichen uns groß,
Sei's in Freuden, sei's in Schmerzen!
Hebe uns auf deinen Schwingen
Zu der Menschheit lichten Höh'n,
Daß, was edel ist und schön,
Mag durch deine Kraft gelingen.
Laß uns tüchtig weiter bauen
An dem Dom der Menschlichkeit,
Daß in Lieb' und Herzlichkeit
Und in Freundschaft und Vertrauen
Wir nach der Vollendung schauen!

Ja! Begeistrung ist's, die Hohe,
Die, aus Göttlichem entstammt,
Wohl mit ihrer heil'gen Lohe
Hoch bis zu dem Himmel flammt!

Ihr gewidmet, ihr ergeben,
Kämpft für Wahrheit, Recht und Licht,
Kämpft — und gelte es das Leben!
Kämpft — bis daß das Auge bricht!

Das Gebet des Herrn.

I.

Vater unser, der im Himmel
Geistiger Vollendung wohnt,
Und in jedem Menschenherzen
Still verborgen selig thront;
Heilig sei uns stets dein Name, —
Doch der Name thut es nicht,
Heiliger sei uns dein Wille,
Sei Gesetz uns, Recht und Pflicht.
Laß dein Reich in's Herz uns kommen!
Stiller Liebe Seligkeit,
Das Bewußtsein edler Thaten,
Milde und Zufriedenheit;
Und dein Wille wird geschehen,
Denn du willst nur unser Glück,

Führst uns auch auf dunklen Pfaden
Immer auf uns selbst zurück.
Unser Brod, gib es uns heute,
Daß der Geist, von Sorgen frei,
Rüstig seine Bahnen schreite,
Nicht des Staubes Diener sei.
O vergib uns, was verschuldet
Wir in thöricht-eitlem Wahn,
So wie wir auch gern verzeihen,
Was man Unrecht uns gethan.
Führe uns nicht in Versuchung,
Denn der Mensch aus Staub ist schwach,
Und selbst bei dem besten Willen
Bleibt die Thorheit ewig wach!
So erlöse uns vom Uebel.
Von der Geistestyrannei,
Von der Sünde Sklavenketten
Werde unsre Seele frei;
Dann wird sich auch leichter tragen
Jedes and're Mißgeschick,
Und im Leben und im Sterben
Ruht auf dir der innre Blick.

Amen.

Das Gebet des Herrn.

II.

Weltengeist! erhab'ner Herr und Schöpfer!
Den das Herz so gerne „Vater" nennt;
Dessen Walten unser Geist im Sturme
Wie im sanften Frühlingsweh'n erkennt;
Sieh', es beugen deinem großen Namen
Alle Himmel, alle Welten sich;
Auch das arme schwache Herz des Staubes
Ehrt in Liebe und Anbetung dich!
Zu uns komme, Herr, dein Reich des Friedens!
Das in jedem edlen Menschen wohnt,
Das die Guten schon auf dieser Erde
Mit dem höchsten Seelenfrieden lohnt!
Ja, es komme! und dein heil'ger Wille
Werde Jedem eine süße Pflicht;
Alle Nebel werden dann verschwinden,
Und die Zukunft strahlt in goldnem Licht.
Doch dein Reich kann nur Vernunft hier gründen,
Vater! laß uns gut und weise sein,
Gib uns unser Brod für dieses Leben,
Aber auch der Wahrheit Sonnenschein.
Dieser Körper lebt ja nur dem Staube,

Doch der Geist lebt für die Ewigkeit,
Darum gib uns, Herr, zur Seelenspeise,
Was dem Geiste Kraft und Licht verleiht.
Aber wenn er in dem Staubgewande,
Menschlich irrend, von dem Guten weicht,
Und auf finstren Pfaden matt und kränkelnd
Auf den Wegen des Verderbens schleicht,
Dann, o Vater, laß ihn Gnade finden,
Daß er seinen Irrthum bald gewahrt,
Und, nach Jesu göttlich schöner Lehre,
Tiefe Reue mit der Beſſ'rung paart.
Ach! wie gern wird er auch dann vergeben,
Wenn ein And'rer schmerzlich ihn berührt;
Und so wird, durch Duldsamkeit und Liebe,
Ihrem Ziel die Menschheit zugeführt.
Doch den Schwachen mögst du nicht versuchen;
Menschlich bleibt, was auf der Erde lebt;
Nimm als That den kindlich reinen Willen,
Wenn er nur nach Gutem, Edlem strebt.
Laß uns nur das Herz uns rein bewahren,
Gib uns Tugend, Liebe und Geduld,
Ach! so wird das Uebel schon verschwinden,
Denn das größte Uebel ist die Schuld!
Herr! dies flehen wir in Jesu Namen,
Dein ist ja die Kraft und Herrlichkeit,
Alle Sphären jauchzen donnernd: „Amen!
Preis und Ehre dir in Ewigkeit!“

Das Gebet des Herrn.

III.

Horchet, ihr Geister! all' ihr zahllosen Wesen,
Die ihr auf flammenden Sonnen, auf dunkelen Erden und Monden,
Auf der Kometen feuergeschweiften Kugeln,
Willenlos, unbewußt oft, die ungeheueren Bahnen dahinzieht
Durch die einsamen Sphären des Weltalls,
Nur gegrüßt von dem Lichtschaum weit sich wölbender Milch-
straßen, —
Horchet! wie alle die Sonnen, Erden, Monde, Kometen,
Einem Namen erjauchzen, im donnernden Klange der Sphären,
Dem Namen des Ew'gen, der Urquell ist allem dem Dasein!
Horchet! und betet mit, von heiligen Schauern durchrieselt:
„Vater unser! der du bist im Himmel!"

Weisheit ist es, — ewige, unerschöpfliche Weisheit,
Die jene Bahnen zog den zahllosen Welten;
Weisheit ist es, die auf der kleinen Erde
Nach den gleichen Gesetzen den Frühling ruft aus dem Grabe des
Winters,
Und dem reifenden Sommer den erntenden Herbst gesellte;
Weisheit ist es, — ewige, unerschöpfliche Weisheit,
Die den Menschen schmückte mit des Verstandes strahlender Krone,

Die ihm gab der Vernunft göttliches Vorrecht.
„So werde — durch Vernunft — geheiliget, Herr,
dein Name!“

Nicht in des Aberglaubens dunkelen, nebligten Thälern,
Auf den lichten Höhen sonniger Wahrheit
Blühet das Glück deiner staubgeborenen Menschheit.
Denn dein Reich, dein Wesen, dein Walten und Wirken
Ist ja Vernunft und Wahrheit und Liebe. —
Diese heilige Drei auf Erden zur Herrschaft zu bringen,
Lasset uns ringen und kämpfen und schaffen.
„Zu uns komme dein Reich!“

Selig bist du! Selig sind alle Geschöpfe,
Die mit dir Eins sind im reinen göttlichen Wollen,
Die in Freude und Schmerz, im Sturm und im Säuseln der Weste
Aufgelöst, hingegeben in Liebe,
Nur dich kennen und dein heiliges Wollen
Und unter Thränen und Lächeln jauchzen:
„Dein Wille geschehe wie im Himmel, also auch auf
Erden!“

Denn dieser Erde kleine, zerstäubende Scholle
Gab deiner Weisheit Wink dem vorüberwandelnden Geschlechte
der Menschen,
Daß es — wurzelnd in ihr — die geistige Blüthe entfalte,
Reifend für höheren Lebens höheres Glück.
Darum, o Vater, nähre die Wurzel mit irdischer Speise;
Doch laß auch die Blüthe sich baden

In des geistigen Lichtes himmlischem Thau:
„Unser tägliches Brod, gib es uns heute!"

O wie herrlich! wenn, kräftig in Körper und Seele,
Edeles Streben uns hinreißt zu edelem Schaffen und Wirken;
Aber auch redliches Wollen strauchelt, vom Staube gezogen,
Wie sich — von Nebeln umhüllt — die goldene Sonne verschleiert.
Doch mit der Sünde erkaltet die Flamme der ewigen Liebe,
Einsam stehet der Mensch und neiget traurig,
Wie die Blume geknickt, das welkende Haupt hin:
„Herr! vergib uns die Schuld, wie auch wir sie vergeben!"

Höhere Geister wandeln sicher die lichteren Pfade,
Doch, was menschlich geboren, wird ewig auch menschlich sich irren;
Aber im Irren selbst liegt tiefer Weisheit Entwicklung.
Schmerz ist die Wiege der Freude, — Nacht ist die Mutter des Tages!
Nur eine Nacht wird nimmer das Licht sich gebären,
Lüge ist Tod und immer entfremdet dem Vater:
„Führe uns nicht in Versuchung, sondern erlös' uns vom Uebel!"

Ja, allliebender Vater, löse die Bande des Uebels,
Löse den Kern von der Schale, und das Leben vom Tode,
Auf daß, in höheren Sphären, reiner wir dich einst umfangen,
Und im Chore der seligen Geister dir jauchzen:
„Dein ist das Reich und die Macht und die Stärke,
Und der Liebe allumfassende Fülle,
Jetzt und in Ewigkeit! Amen!"

Zweites Buch.

Poetische Erzählungen.

In die geistigen Blüten himmlischen Thau:
„Unser tägliches Brod, gib es uns heute!“

O wie herrlich, wenn, kräftig in Körper und Seele,
Reiner Gedanken voll [illegible] zu edlem Schaffen und Wirken;
Aber auch [illegible] Wolken [illegible], vom Staube gezogen,
Wie sich [illegible] von Nebeln [illegible] die goldene Sonne verschleiert.
Doch mit der Sünde [illegible] der ewigen Liebe,
Einsam stehet der Mensch und [illegible] traurig,
Wie die Blume [illegible], das welkende Haupt [illegible]
„Herr, [illegible] ver-
geben!“

Höhere Geister wandeln über die lichteren Pfade,
Doch, was menschlich geboren, wird auch menschlich sich irren;
Aber [illegible] Entwicklung:
Schmerz ist die Wiege [illegible] ist die Mutter des Engels!
Nur einer Nacht [illegible] sich gebären,
Lüge ist Tod und [illegible] dem Vater:
„Führe uns nicht in Versuchung, sondern erlös' uns
vom Uebel!“

Ja, allliebender Vater, löse die Bande des Nebels,
Löse den Geist von der [illegible], und das Leben vom Tode,
Auf daß in höheren Sphären, reiner wir dich einst umfangen,
Und im Chore der seligen Geister dir jauchzen:
„Dein ist das Reich und die Macht und die Stärke,
Und der Liebe allumfassende Kräfte,
Jetzt und in Ewigkeit! Amen!“

Judith.

Horcht auf! horcht auf! warum das Klaggeschrei?
Warum der Jammer in Bethuliens Mauern?
Die Menge strömt, die zagende, herbei,
Geschüttelt von des Todes kalten Schauern.
O seht die Armen! wie so blaß, so fahl,
Des Kummers Stempel in den schlaffen Zügen,
Ein Bild der Angst und der Verzweiflungsqual,
Die sich dämonisch zu einander fügen.
Horcht auf! horcht auf! welch' herzzerreißend Schrein
Dringt wie ein Schwert in jede Seele ein?

„Wehe! wehe! Israel wehe!
Schrecklich verlassen hat dich dein Gott!
Schmachtend im Staube,
Feinden zum Raube,
Straft dich im Zorn Gott Zebaoth!

Sehet! sehet! Wagen und Rosse,
Zahllose Haufen, drängen die Stadt.
Ach, sie wird fallen!
Wehe uns Allen,
Weil uns der Herr verlassen hat!

Hilf uns! hilf uns! hilf deinem Volke!
Büßend im Staube liegt es vor dir!
Höre sein Schreien!
Du kannst befreien,
Du nur allein kannst retten hier!

Wehe! wehe! Israel wehe!
Schrecklich verlassen hat dich dein Gott!
Schmachtend im Staube,
Feinden zum Raube,
Straft dich im Zorn Gott Zebaoth!"

So tönt es schmerzlich durch Bethulien hin,
Aus heis'ren Kehlen, die vor Durst verschmachtet.
Seht dort die Mutter, die mit wirrem Sinn
Den armen Säugling gierig schon betrachtet;
Des Lebens Quelle ist ihm längst verstopft,
Das Auge bricht, die Mutter sieht's mit Freuden,
Das Blut, das noch in seinen Adern tropft,
Kann mindern ihrer andern Kinder Leiden.
Sie selbst erliegt dem Schmerz, des Wahnsinns Wucht,
Indem sie Israel und seinen Feind verflucht!

Dort sinkt ein Greis, des Stammes würdig Haupt,
Der Ceder gleich, von Blitzeskraft getroffen;
Der Jammer hat die Kräfte ihm geraubt,
Denn längst erloschen ist sein treues Hoffen.
Hier raufen Weiber sich das graue Haar,
Zerschlagen sich die Brust in dumpfem Wüthen;

Dort liegt der Priester flehend am Altar,
Jehovas Zorn mit Opfer zu begüten;
Von allen Seiten stürmt mit wildem Schrein
In grausigem Gewand Verzweiflung ein.

Ein Wesen nur steht ruhig und erhaben,
Sein Auge glänzt in wunderbarer Gluth,
Verkündend der Propheten hohe Gaben,
Ein heil'ger Ernst in seinen Zügen ruht.
Es ist ein Weib, — ein Weib von Götterschöne,
Ein Weib, wie Israel es nie gekannt.
Sind blind denn seine tapfren Heldensöhne,
Daß solchem Zauber nicht ihr Herz entbrannt?
Doch sie ist kalt! Aus Marmor ausgehauen,
Scheint einer Juno Bild sich aufzubauen.

Kalt! . . ja von außen; . . . . aber wie von innen?
Saht ihr schon Schnee, der den Vulkan bedeckt?
Hier herrschet Kält' und Ruh', indeß den Wandrer
Tief innen Gluth und dumpfer Donner schreckt.
Auch Judith seht ihr wie aus Stein gehauen,
Doch ist es nur der Schmerz, der sie versteint,
Im Herzen kocht's, im Herzen rast Verzweiflung,
Indeß gelähmt ein jedes Glied erscheint.
Und sollt' der Gram dies starke Herz nicht beugen,
Hier bei des Elends, der Verzweiflung Zeugen?

Da plötzlich, seht! . . . Hat Gott ihr Haupt berührt?
Das Auge kaum noch starr
Jetzt Flammenblitze sprüht!
Die bleiche Wange glüht,
Die Lippen fangen an zu beben,
Ein wunderbar erhöhtes Leben
Durchpulst den schönen, zauberhaften Leib.
Das ist ein Held! . . . das ist kein Weib!
Wie sich der Busen mächtig hebt,
Als ob das Herz nach Thaten strebt!
Wie es den Arm durchzuckt,
Als sucht' er — jetzt noch unbewehrt —
Der Rache scharf geschliffen Schwert!
„Ja!" — ruft sie plötzlich aus, daß Alle rings erbeben —
„Ich rett' das Vaterland, und gelte es das Leben!"

Und mit dem Ruf' hat sie sich umgewandt,
Ergreifet der Gefährtin Hand,
Und eilet, wie vom Sturm getragen, —
Nicht achtend Aller staunend Fragen, —
Dem stillen Hause zu.

Hier läßt sie, unter wechselndem Erröthen und Erbleichen,
Sich rasch die köstlichsten Gewänder reichen,
Das wundervolle Haar in üpp'ge Flechten binden,
Durch die sich Perlenschnüre reizend winden.
Mit gold'nen Spangen — zum Entzücken
Der Frauen selbst — sich Arm' und Füße schmücken.
O Zauberbild! wie könnte je auf Erden

Ein Götterweib wie du gefunden werden?
Jetzt steht sie da gleich einer Königin:
Des Siegs bewußt und auch des Siegs gewiß,
Ein Flammenstern in tiefer Finsterniß!

In tiefer Finsterniß! . . . . ja wohl! . . .
Denn finster ist es auch in ihres Herzens Grund.
Die Wang' erbleicht, — es zuckt und bebt der Mund,
Mit beiden Händen deckt sie das Gesicht,
Indeß ein Thränenstrom aus ihren Augen bricht.
„O Gott! o Gott!" — ruft sie — „so soll es wirklich sein?
So gab dein Geist mir den Gedanken ein?
Dein Geist? . . . Kann er, der heilig, rein und mild,
Der Unschuld und der Tugend Schild, —
Kann er von mir das Schreckliche begehren?
Mein eigen Selbst muß ich — soll es gelingen —
Verhaßtem Feind zum Opfer bringen;
Mein eigen Selbst, — mein „Ich" — des Herzens Ruh',
Der Seele Frieden, den ich lang bewahrt . . . .
Und diese That mit einem Mord gepaart?!"

Sie steht erstarrt, die Hand fest auf dem Herz,
Als wolle sie erdrücken den namenlosen Schmerz.
Doch horch! welch' herzzerreißend Schrein
Dringt, von der Straße her, ihr in die Seele ein!

„Wehe! wehe! Israel wehe!
Schrecklich verlassen hat dich dein Gott!
Schmachtend im Staube,

Feinden zum Raube,
Straft dich im Zorn Gott Zebaoth!

Sehet! sehet! Wagen und Rosse,
Zahllose Haufen drängen die Stadt.
Ach, sie wird fallen!
Wehe uns Allen,
Weil uns der Herr verlassen hat!

Hilf uns! hilf uns! hilf deinem Volke!
Büßend im Staube liegt es vor dir!
Höre sein Schreien!
Du kannst befreien,
Du nur allein kannst retten hier!

Wehe! wehe! Israel wehe!
Schrecklich verlassen hat dich dein Gott!
Schmachtend im Staube,
Feinden zum Raube,
Straft dich im Zorn Gott Zebaoth!"

Da zuckt es wie ein Schwert ihr durch die Seele,
Verschwunden ist der Kampf, ... es ruft ja Israel!
In ihrem Geiste klar und hell
Erkennet sie des Herrn Befehle!
„Ja, ja!" — ruft sie — „und sollt' das Herz mir brechen,
Ich halte, Herr, dir mein Versprechen.
Ihr, Feinde Israels, ihr möget nun erbeben,
Ich rett' das Vaterland, und gelte es das Leben!"

Es sinkt der Tag; der Abendsonne Strahlen
Vergolden wunderbar die Lagerstadt,
Die Holofern, Nebucadnezar's Feldherr,
Rings um Bethulien aufgeschlagen hat.
Wie glänzen sie, die tausende von Zelten,
In allen Farben in dem Abendroth;
Wie regt das Leben sich in ihren Straßen,
Fast däucht's ein Spott nur auf Bethuliens Noth.
Der Becher kreist, des Glückspiels Würfel fallen,
Aus tausend Kehlen Jubellieder schallen.

Und in dem prächtigsten von allen Zelten,
Das hoch sich in des Lagers Mitte hebt,
Thront Holofern, der furchtbar große Sieger,
Vor dessen Zorn die weite Welt erbebt.
Jetzt will auch er die strengen Sorgen scheuchen,
D'rum perlt der Wein im goldenen Pokal;
Das Aug', das sonst nur Todesurtheil sendet,
Erglühet heut in sinnlich lüstrem Strahl.
Er denkt der Jüdin, die zu ihm geflüchtet,
Den nahen Fall Bethuliens ihm berichtet.

Doch plötzlich werden seine Züge finster:
„Warum bleibt sie, die Wunderholde, fern?
Sie will zum Sieg mich führen, — nun — zum Lohne
Gönn' ich den Sieg ihr über ihren Herrn.
Fort, fort, Bagoa! eilig soll sie kommen!
Genug des Betens! Laßt uns heiter sein!

Ich will es! . . . ja! . . und wer das Auge zucket,
Den soll dies Schwert dem blassen Tode weihn!"
Bagoa sinkt im Staube vor ihm nieder:
„Wie du gebeutst, so sei es, mein Gebieter!"

Und lüstern schlürft der Feldherr seinen Becher,
Sein Auge brennt in thierisch-wilder Gluth,
Indeß der Blick in frevelhafter Sehnsucht
Nach Judith auf der Pforte Vorhang ruht.
Jetzt hebt er sich, und wie durch düstre Wolken
Die Sonne strahlend und entzückend bricht,
Tritt Judith ein, ein Götterbild der Liebe,
Umflossen von der höchsten Schönheit Licht.
„Mein Herr befiehlt," — spricht sie mit leisem Beben, —
„Ich bin sein eigen hier auf Tod und Leben!"

Und Stunden sind verrauscht. Dem wilden Treiben
Im Lager folgt die stille Nacht.
Mit ihrer Wunderpracht
Hat sie, in heimlichem Verlangen,
Die kleine Erde sanft umfangen.
Wie ruht so still, so ruhig, heilig, groß,
Jetzt Alles doch in ihrem Schooß.
Kein Laut erschallt, kein Lüftchen weht;
In ihren ew'gen Bahnen geht
Am dunkelblauen Himmelszelt
Die Sternenwelt.

Da liegen sie . . . im Schlafe tief versunken,
Als hätten sie aus Lethes Strom getrunken,
Die Sterblichen!
Der Leidenschaften Toben
Es ist zerstoben;
Den Jubel und den Kummer
Verschlang der Schlummer.
Wie Todeshauch einst über eure Grüfte,
So weht der Ruhe Odem durch die Lüfte.

Nur Eine wacht! — sie wacht sich selbst zur Qual,
Weil diese Nacht sie um ihr Selbst bestahl, —
Um ihre Ruh', um ihres Herzens Frieden,
Das Heiligste, was ihr beschieden.
Sie steht an Holofernis üpp'gem Lager,
Und schaut mit Grauen seine Züge an.
Da liegt er hingestreckt der trunk'ne Mann,
Der Feind des Vaterlandes, der Tyrann!
Da liegt er trunken, thierisch-unbewußt,
Verzerrt die Züge noch von wilder Sinnenlust!

Und sie? . . . das schöne Weib? . . . . .
Ein leicht Gewand nur um den schlanken Leib,
Die Schultern frei und frei den vollen Arm,
Die Augen funkelnd, das Herz von Rache warm.
Und leise betend fleht sie auf zu Gott:
„Was ich gethan, du weißt's, Herr Zebaoth,
Was ich gethan, ich that's, mein Vaterland zu retten,
Mein armes Vaterland, bedroht von Sklavenketten,

Bedroht von diesem hier mit der Ernied'rung Bande,
Mit Hohn und Schmach und der Entehrung Schande!
Laß nun, erhab'ner Gott, das Werk vollends gelingen,
Laß mich mit einem Schlag .... Israel Rettung bringen!"

Dies sagend greift sie rasch nach des Tyrannen Schwert ....
Schon zuckt sie es ...... da starrt der Arm so wohlbewehrt.
Es ist ein Mord! .... ein Weib soll ihn vollbringen?
Sie? ... Judith? ... sonst so still, so fromm...... o welch ein Ringen,
O welch ein Kampf in einer edlen Seele!

Doch wie? hat er nicht auch mit sündigem Verlangen
An ihr, ... an Tausenden schon gleichen Mord begangen?
Er, der hier träumend schwelgt, der Völkerfreiheit Dieb?!
Genug! ... genug! .... Sie faßt das Schwert .... ein Hieb!......
Hoch spritzt das Blut in purpurrothen Wogen!
Gerettet ist das Land,
Denn grausend weggebogen
Steht Judith ....
Das Haupt des Holofernis in der Hand!

Die Sonne steigt. Doch welch' ein wilder Lärmen
Im Feindeslager. Was ist dort gescheh'n?
Verwirrung herrscht. Entsetzen, Angst und Grauen
Mit Sturmeshast durch's weite Lager weh'n.
„Der Feldherr todt!" — so tönt's durch alle Reihen,

„Erschlagen .... ohne Haupt im eig'nen Zelt!
Flieht! flieht! — schon naht der Feind in dichten Haufen, —
Damit nicht Jeder, wie der Führer, fällt!"
Und ehe Israel das Lager noch erreicht,
Das feige Heer in jäher Flucht entweicht.

Da tönet Jubel von Bethuliens Mauern,
Und Judith's Name fliegt von Mund zu Mund;
Der Wundersage Greis und Jüngling lauern,
Dem Kinde selbst thut es der Vater kund.
Nur Eine steht, mit tiefgebeugtem Herzen,
Ihr Glück liegt auf dem heimischen Altar;
Was sie gethan, sie that es ja mit Schmerzen,
Nur weil's des Vaterlandes Rettung war.
Doch groß bleibt solche That zu jeder Zeit,
D'rum sei dir, Judith, dieses Lied geweiht!

Piedra de la Madre.

(Der Fels der Mutter.)

Den Strom hinab mit Blitzesschnelle,
Getragen von der schwärzlich-klaren Welle,
Trieb die Pirogue. Die Creolen sangen
Zum Takt der Ruder. Ihre Stimmen klangen
So frisch und munter, daß vom nahen Walde,
Vom fernen Ufer selbst, das Echo wiederhallte.

Wie war mir wohl in Gottes freier Welt!
Von Lust und kräftigem Behagen
Fühlt' ich den Busen mir geschwellt.
Nichts mahnte mich an all' die Plagen,
Die uns, im Joche der Kultur,
Den Stoff zu tausend Klagen
Mit jedem neuen Morgen beu'n.
Hier zog nicht Convenienz die engen Schranken;
Frei war das Wort, frei der Gedanken,
Wie die Natur, die kräftig mich umschloß.
Der Strom, der majestätisch durch die Felsen floß,
Die dichten Wälder, die seit ew'gen Zeiten
Die schatt'gen Aeste an den Ufern breiten,
Sie hatte Keiner noch als Herr begrüßt.

Indianer nur durchzogen die Reviere,
Und theilten mit dem Schakal und dem Stiere
Die Herrschaft in dem weiten Reich.

„Hier also,“ jauchzt' ich fröhlich auf,
„Hier endet sich mein Pilgerlauf;
Denn nun hab' ich das Land erreicht,
Das meinem Ideale gleicht.
Dies Land, wo Herr'n und Knechte fehlen,
Will ich zum Aufenthalt mir wählen.
Hier will ich, fern von euren Sünden,
Mir eine eig'ne Hütte gründen;
Der Allmacht frei in's Auge schau'n,
Und eine Welt mir auferbau'n,
Die mir in ihrem reichen Leben
Mehr, als ich ließ, kann wiedergeben!“ —

Dies rufend ist mein Auge trunken
Im Schau'n der Gegend tief versunken.
Denn wie das Schiff — nun aus den Schnellen —
Sanft gleitet auf den leisen Wellen,
Ziehn tausend Bilder mir vorbei.
Bald ist die Aussicht weit und frei,
Und herrl'che Wiesen seh' ich prangen,
Mit üpp'gen Gräsern, duftig langen,
Aus deren grünem Wogenmeer,
Von buntgefärbten Blüthen schwer,
Die Hirsche ihr Geweih erheben.
Allüberall ein reges Leben

Von Bienen, Käfern, Schmetterlingen,
Die um das Heer der Blumen fliegen,
Sich auf den zierlich leichten Ringen
Der bläulichen Agave wiegen.

Jetzt wieder tritt der Urwald näher,
Deß ewig grüne, heil'ge Nacht
Des Tigers blut'ger Zahn bewacht.
Es heben die gewalt'gen Bäume
Die Wipfel in die blauen Räume,
Als wollten ihre Riesenäste
Herniederziehn des Himmels Feste.
Der Palme breite Blätterkrone
Erhebt sich schön auf dunklem Grunde,
Das schlanke Kind der heißen Zone
Blickt stolz und fröhlich in die Runde.
Die Eiche und die Ceder mischen
Mit Maniok das reiche Laub;
Ihr frischer Schmuck wird nie der Raub
Des rauhen Winters, Blüth' und Früchte
Sie spielen in dem gleichen Lichte;
Und um die Stämme, um die Zweige
Spinnt sich das leichte, blätterreiche
Gewinde üpp'ger Pflanzen.
Im feuchten Grunde kriecht der Schlangen
Gefürchtet Volk.
Ihr buntgefleckter Bauch
Spielt schillernd. Ihre langen
Und glatten Ringe birgt der Kaktusstrauch.

Der Schakal blickt mit Flammenaugen
Verstohlen aus dem Grün,
Und aus den Fluthen tauchen
Die Caimans, und ziehen
Mit offnem Rachen lüstern hin.
Der Affen Zahl belebt die Bäume,
Und in die kühlen Räume
Des Laubes schlüpft, mit lautem Schrei'n,
Das bunte Heer der Papagei'n.
Doch welches neue Schauspiel zeigt sich hier
An Rio Temis Mündung mir?

Es ist ein Fels von dunkelem Granit,
Der wie ein Riese an das Ufer tritt,
Steil, nackt, fast unzugänglich strotzt er auf,
Wie spottend — hemmend fast des Flusses stolzen Lauf.
Wild prallt der Schaum empor an scharfen Klippen,
Bespritzt mit seinem Schnee die schwarzen Felsenrippen.

„Halt, Schiffer! landet an! — Hier will der Wand'rer bleiben;
Hier in der Freiheit Sitz will er sein Wesen treiben.
In Felsenkluft, gebettet nur auf Moos,
Ist neidenswerther doch als eures wohl sein Loos.
Bis hierher reichet nicht der Arm der Tyrannei,
Im Schooße der Natur bleibt er, wie sie, stets frei!" —

Ich rief's, und sprang rasch aus dem Nachen,
Gebot, enteilend, noch den Schiffern, hier zu wachen,
Warf meine Büchse um, drückt' fest auf's Haupt den Hut;

Und stieg den Felsen auf mit neuem Lebensmuth.
Es ward mir heiß. Ich achtet' nicht der Schwüle,
Die frische Luft des Stromes wehte Kühle
Zu mir herauf. Jetzt war die Höh' erreicht.
Welch' Wunderbild! — Mir ward so froh, so leicht! —

„Nach jahrelanger Müh' hab' ich den Ort gefunden," —
Sprach ich, — „wo mir in Einsamkeit die tiefen Wunden,
Die mir das Leben schlug im fernen Vaterland,
Vernarben sollen. Kein süßes Band
Zieht nach Europa mich zurück.
Zertrümmert liegt, in Asche, dort mein Glück.
Hier, wo die Zeichen Gottes ragen,
Wohin kein Weißer noch des Himmels Fluch getragen,
Wo die Natur der Laster Zeuge nie gewesen, —
Hier in der Einsamkeit — will ich genesen!" — —

Doch kaum hatt' ich dies Wort gesprochen,
Als meiner Rede Fluß also ward unterbrochen:

„Du irrest, Freund! willst du das Laster fliehen
Und schnöde Tyrannei,
So mußt du weiter ziehen,
Denn diese Wälder selbst sind nimmer frei.
Fern über jenen blauen Bergen,
Fern über jenen grünen Höh'n,
Magst in den Wäldern dich verbergen,
Sie werden dennoch dich erspäh'n.
Der große Geist ist weggezogen

Aus diesem herrlichen Revier;
Die Weißen hab'n ihn d'rum betrogen,
Und herrschen nun mit ihren Göttern hier."
Es war ein rother Mann vom Stamm der Guahiba,
Der also zu mir sprach.
In seinen ernsten Zügen lag
Ein Ausdruck tiefen Leidens.
Ich hatte ihn nicht wahrgenommen,
Als ich den Felsenpfad heraufgekommen,
Und jetzt erst staunt' ich überrascht ihn an.
Nackt stand er vor mir da, ein kräftig schöner Mann.
Der muskulösen Glieder üpp'ge Fülle,
Befreit von jeder weichlich-zarten Hülle,
Bezeugte seines Körpers Kraft.
Er blickte finster, aber frei von Leidenschaft,
Mich an; nur seiner Augen düst'res Feuer
Verrieth, daß ein Gefühl ihm schmerzlich wohl und theuer
Zugleich den Busen ihm zerriß.

„Du willst dir eine Hütte bauen,
Sie diesem Felsen anvertrauen,
Um Frieden dir hier zu verschaffen?"
So frug er mich, gestützt auf seine Waffen,
In tiefem, fast bewegtem Ton.
„O höre mich, der Wildniß Sohn;
Eh' du die Pfähle eingeschlagen,
Vernimm, was sich hier zugetragen:

Den Fels der Mutter nennen sie den Stein,
Auf dem wir stehen.
Soweit dein Aug' vermag zu sehen,
Sei's Fluß, sei's Thal, sei's Berg und Wald,
Es war von je der freie Aufenthalt
Von meinem und der Brüder Stamm.
Wir lebten glücklich und zufrieden hier,
Durchzogen froh das herrliche Revier,
Und trafen mit des Abends blut'gem Schein
Stets wohlbeladen bei den Unsern ein.
Dann streckten wir im hohen Gras uns nieder,
Aus froher Brust erschallten Siegeslieder,
Und Weib und Kinder stimmten fröhlich ein.
D'rauf lehrten wir die Knaben Pfeile schießen,
Die glatten Fische schwimmend spießen,
Die Keule schwingen und den Tomahawk.
Die Mutter mit den Kleinen uns zur Seite,
Verzehrten wir die wohlerrung'ne Beute,
Und scherzten, bis die stille Nacht
Der große Geist herabgebracht. —

Da kamen plötzlich deine Brüder
Vom Strand des Meers zu uns herauf.
Wir nahmen freundschaftlich sie auf;
Die Friedenspfeife ging im Kreise,
Nach alter, hergebrachter Weise.
Wir theilten, was am Feuer brannte
Und was das Glück der Jagd uns sandte;
Wir boten uns'rer Hütte Schatten,

Das weiche Fell, die leichten Matten
Den Fremdlingen mit Freuden an.
Sie holten aus dem schlanken Nachen
Für uns're Weiber blanke Sachen,
Und schenkten uns den Feuerwein
Mit heuchlerischem Lächeln ein,
Und sprachen: Bei dem Geist da droben!
Wir wollen Freundschaft euch geloben.

Doch — wie der Dampf, der aus der Pfeif' des Friedens
In dichten Ringen wolkig steigt,
Bald, von dem leisen Wind getragen,
Unsichtbar in der Luft entweicht;
So starb der Treue Wort, das schon gebrochen,
Eh' ihre Lippen es noch ausgesprochen.
Denn als den andern Tag, mit reicher Beut' beschwert,
Ein jeder nach der Hütte kehrt,
Die Fremdlinge mit süßer Kost zu laben,
Sind sie verschwunden.
Treulos haben
Sie Weib und Kind,
An Hand und Fuß gebunden,
Mit sich hinweggeführt.
Verschwunden
Ist von der Erde selbst der Hütte letzte Spur,
Und traurig zeigt die nackte Erde nur
Die Feuerstätt', wo wir seit Jahren
Im Schooß' der Unseren so froh und glücklich waren. —

Auch diesen Felsen deckten Trümmer;
Denn die Barbaren hatten
Aus ihres Palmdachs kühlem Schatten
Ein Guahiba-Weib — zum Lohn
Der Gastfreundschaft —
Weg von dem Gatten und dem Sohn —
Von ihren kleinen Kindern selbst — gerissen:
Weit weg, bis zu dem Rio Negro schleppt' man sie,
Bis zu dem Sklavenmarkt Kassa del Rey,
In Ketten muß die Freigeborene sich schmiegen,
Auf heißem Sand statt in der Matte liegen,
Und ihre Seufzer, ihre Thränen, ihr jammerndes Geschrei,
Es beugt die weißen Männer nicht,
Sie bleiben kalt dabei.

Doch nach dem heimathlichen Walde,
Nach ihrem Gatten und der Kinder Blick,
Zieht Lieb' und Sehnsucht mächtig sie zurück.
Dem schlauen Weib gelingt es zu entfliehen.
Der leichte Fuß trägt sie durch Busch und Wald
Hin nach der Theuren fernem Aufenthalt.
Was kümmern sie des Kaktus feine Spitzen,
Die scharfen Steine, die die Füße blutig ritzen,
Der Schlangen giftig Heer, des Schakals Heulen,
Das Schlingkraut, das die Säulen
Des hohen Blätterdoms umspinnt.
Die treue Liebe, sie gewinnt
Den Sieg ob allen Hindernissen.
Schon grüßen sie des Rio Temis Wellen,

Die heimathlichen Hügel schwellen
Das nahe Land. Es fließen
Vom dunklen Auge ihr die Freudenthränen.
Bald wird den Gatten, der sie liebend sucht,
Das treue Weib umschließen! — —

Da endet ihre Flucht. —
Die Späher haben sie entdeckt.
Sie wird geknebelt, auf die Erd' gestreckt,
Und Peitschenhiebe reißen ihr den Rücken,
Den fleischigen, zu rohen, blut'gen Stücken! — —

Sie schweigt. —
In der Pirogue Hintertheil geworfen,
Bewegungslos liegt sie.
Die Ruderschläge klingen,
Und nach dem Takte singen
Die Weißen eine munt're Melodie.

Doch Mutterlieb' weicht nimmer aus dem Herzen,
Bis es im Tod erstarrt. Die Schmerzen
Des Leibes fühlt' sie nicht;
Sie kennt nur eine Pflicht:
Der Kinder zartes Haupt zu schützen.

Das Guahiba-Weib zernagt die festen Stricke;
Mit einem kühnen Blicke
Mißt sie des Ufers Kante,
Dann — wie der Blitz — vom Rande

Des Kahnes springt sie in die Fluth.
Ihr starker Arm trägt rasch sie durch die Wellen.
Doch wie ein Pfeil folgt ihr der Kahn; die schnellen
Rud'rer strengen hart sich an,
Das leichte Fahrzeug zu beschwingen.
Doch sieh! — es scheint der Liebe zu gelingen! —
Erreicht hat sie den Strand.
Sie kennt ihn wohl, es ist das Land
Der Väter; — das Land, wo all' ihr Glück sich findet. —
Hier, wo der Strom sich schäumend windet,
Klimmt sie herauf.
Nach diesem Felsen richtet sie den Lauf.
Leicht findet sie den wohlbekannten Weg,
Den oft betret'nen Felsensteg.
Doch wie sie eilt mit der Verzweiflung Kraft, —
Von Blutverlust und Anstrengung erschlafft,
Versagen ihr den Dienst die matten Glieder,
Und taumelnd sinket sie auf dieser Stelle nieder.
Da endet ihre Flucht.
Die Späher haben bald sie hier entdeckt,
Sie wird geknebelt, auf die Erd' gestreckt,
Und Peitschenhiebe reißen ihren Rücken,
Zum zweiten Mal, mit Grausamkeit in Stücken.
Hier! wo sie einst so glücklich war,
So frei und froh im Wald, auf grünen Matten,
Wo man vom theuren Gatten,
Von ihren Kindern sie gerissen, —
Muß nun ihr Blut in reichen Strömen fließen.
Ihr weinend Auge blickt zum Himmel auf,

Als wolle es den großen Geist beschwören,
Ihr wimmernd Flehen zu erhören.
Doch unermüdlich — Lohn der Mutterliebe! —
Zerfleischen sie der Peitsche Hiebe.
Der weißen Männer Wuth erkaltet nicht,
Bis daß ihr Aug' in Qual und Schmerzen bricht." — — —

Der Guahiba schwieg.
Mir war die Brust beklommen;
Scham und Verwirrung hatten mir die Sprache fast genommen;
Mitfühlend blickt' ich auf den Wilden hin,
Deß Herz von bitt'rem Gram zerrissen schien;
Doch konnt' ich seiner Blicke stummes Klagen, —
Die fürchterlichen — nicht ertragen.
Nach langem Schweigen reicht' er mir die Hand
Und sprach: „Du siehst, dies Land
Ist nicht der Freiheit Sitz.
Ihr habt in diese stille Waldesnacht
Den Fluch der Götter mitgebracht,
Die ihr verehrt. D'rum förd're weiter deine Schritte,
Und baue hier nicht deine Hütte;
Denn hier vermoderte der Leib
Von jener Guahiba — meinem Weib!" —
Mit Donnerton hat er dies Wort vollendet;
Kehrt dann den Rücken mir, und eh' ich mich gewendet,
War er verschwunden in des Felsen Höhle. —
Wehmüthig klomm ich von der Höhe nieder;
Ich hörte nicht der Schiffer munt're Lieder,
Stieg schweigend in den Kahn,

Gab stumm ein Zeichen,
Und mit des Tag's Erbleichen
Schwamm er den Strom hinan. —

Die Tigerjagd.

Der Capatazo der Estancia *)
Lag in duft'ger Seibo Schatten,
Die, rings auf den grünen Matten,
Um das Haus des Spaniers standen,
Und aus blendend rothen Blüthen
Der Gerüche Balsam sandten.
An der kühlen Lieblingsstelle,
Hingestreckt auf Tigerfelle —
Seiner Jagden Siegeszeichen, —
Pflegt ihm täglich die Siesta
Gar behaglich zu verstreichen.

---

*) Estancia so viel als ein Gut; dergleichen Güter, Posten, puestos, einzeln in der Umgegend von Buenos Ayres liegen und oft ein Besitzthum von 200,000 Stieren und Rindern aufzuweisen haben; ihr Herr oder Oberaufseher heißt: Capatazo.

Die Cigarre dann im Munde
Blickt er fröhlich in die Runde,
Wo auf grünen, üpp'gen Wiesen
Reiche Heerden ihn umschließen;
Denn das Glück hat ihn bedacht,
Und zum reichen Mann gemacht.

Aber finster schaut er heute,
Düster flammt der Augen Licht;
Und sein Freund tritt ihm zur Seite,
Blickt ihn staunend an und spricht:
Sage mir, was das bedeute,
Ob dir irgend was gebricht?
Du, der sonst so voller Leben,
Bist auf einmal ernst und stille;
Hast dich Sorgen hingegeben,
Oder einer leichten Grille?
Wahrlich! seit den letzten Tagen
Muß ein Kummer an dir nagen.

Doch der Capatazo reichet
Schweigend nur dem Freund die Hand,
In das dunkle Auge steiget
Eine Thrän', und übermannt
Scheinet ihn ein Schmerz zu haben,
Tief im Herzen eingegraben.
Laß das, Bruder! spricht voll Liebe
Zu ihm hin der Freund gewandt.

Ich will fürder nicht mehr fragen,
Was so tief du zu beklagen.
Doch als Mann erhebe dich,
Komm, steh auf, begleite mich!
Wollen wieder Tiger jagen!
Dort im blut'gen Kampfgewühle
Wirst du Herr wohl der Gefühle,
Nichts stärkt mehr des Mannes Brust
Als des Jagens wilde Lust.

„Du hast Recht, ich will dir folgen."
Sprach der Spanier für sich hin,
„Daß vielleicht mein trüber Sinn
Sich an Kampfeslust zerstreue,
Sich an der Gefahr erfreue.
Doch — eh' wir zum Jagen zieh'n
An des Stromes Ufern hin,
Sollst du, treue Seele, wissen,
Welcher Gram mein Herz zerrissen.
Setze dich und hör' mit Ruh'
Meiner kurzen Rede zu. —

Wohl zwei Monde mögen's sein,
Als ich eines Tags allein
Nach den fernen Weiden ritt,
Meine Stiere dort zu zählen,
Und die schönsten auszuwählen
Zum Verkauf nach Buenos Ayres.

Als nun das Geschäft geendet,
Ich zum Heimweg mich gewendet,
Sah ich plötzlich auf dem Wege,
Nahe an dem Felsenstege,
Der zum Dorf San Roco leitet,
Dir ein Mädchen, wie dein Auge
Nimmer eins noch hat erschaut.
Der Gazelle gleich gebaut,
Schlank und zierlich, ist ihr Leib;
Alle Reize, die ein Weib
Zieren — alle sag' ich — schmücken sie
In der schönsten Harmonie.
Blaue Augen, süß und hold,
Flechten, blond wie lautres Gold,
Wangen, roth wie junge Rosen,
Wenn sie mit den Lüften kosen,
Die der Knospe reiche Fülle
Lösen von der grünen Hülle. —
Schweigend hielt ich, staunte nur
Nach dem Wunder der Natur,
Nach dem Bild, das wie durch Zauber
In mein Herz, das ruhig schlief,
Plötzlich Gluth der Liebe rief.

Längst schon war sie mir verschwunden,
Als aus Träumen ich erwacht;
Doch ich fühlte wohl die Wunden,
Die ihr Blick mir beigebracht.
Und mit nächster Morgensonne

Flog ich nach San Rocos Steg,
Fand — Ha! wer beschreibt die Wonne! —
Wieder sie am Felsenweg.
Warf mich gleich zu ihren Füßen:
Laß — so rief ich — laß mich büßen
Meine Kühnheit;
Aber sagen muß ich dir,
Daß von deinem Reiz gefacht,
Liebesgluth in mir erwacht;
Eine Gluth, die mich verzehrt,
Wenn dein Herz mich nicht erhört! —

Freund, seit jenen schönen Stunden,
Hab' ich jeden Morgen sie
An demselben Platz gefunden,
Bis — erst in den letzten Tagen —
Ich vergebens
Auf die Sonne meines Lebens,
Auf der Liebe süßen Kuß
Ich umsonsten warten muß.
Fruchtlos blieb mein sorgsam Fragen,
Niemand konnt' mir Armen sagen,
Was mit ihr sich zugetragen.

Hat sie treulos mich verlassen?
Hat ein Feind sie mir entführt?
Mußte sie im Tod erblassen?
Hat ein And'rer sie gerührt?
Freund, du mußt nicht darnach fragen,

Weiß es nicht und kann's nicht sagen! — —
Jetzo komm! Laß mich die Klagen
Bei dem wilden Tigerjagen —
Und das Glück, das ich besessen —
Unter Blut und Mord vergessen!"

Rief's und winkte seinen Knechten,
Daß sie schnell die Pferde brächten.
Wie ein Blitz dann in den Bügel;
In der linken Hand die Zügel,
In der rechten eine Büchse,
Und den Lasso an der Seite,
Einen Dolch im Oberkleide,
Ging es, Sturmwind selbst zum Hohn,
Schnaubend im Galopp davon.
Schweigend braus'ten hin die Reiter,
Immer schneller, immer weiter,
Ueber Felsen, Stepp' und Moor,
Durch des Sumpfes Wald von Rohr,
Durch des Grases grüne Wellen,
Die zu ihren Füßen schwellen,
Durch das Dickicht, durch den Wald,
Sausend, ohne Aufenthalt.

Sieh! — da plötzlich Roß und Reiter
Wie bezaubert stille stehn.
Zitternd bäumen sich die Pferde,
Wollen, trotz der scharfen Spornen,
Keinen einz'gen Schritt mehr weiter,

Weder vor noch rückwärts gehn.
„Schüttelt angstvoll ihr die Mähne?“
Rief der Capatazo laut,
„Fürchtet wohl des Tigers Zähne,
Habet ihn wohl schon erschaut?“ —
Antwort gab ein furchtbar Brüllen. —
Hoch das Roß des Spaniers steigt,
Da nun plötzlich in der Nähe
Sich ein mächt'ger Tiger zeigt.
Wie die wuthentflammten Augen
Schrecklich aus dem Grase tauchen,
Wie der Rachen blutig gähnt,
Wie er seine Glieder dehnt,
Sich zum Sprung, dem tödtlich=weiten —
Beute sicher — zu bereiten.
Aber Jägeraugen wachen:
„Büchsen auf!“ — sie blitzen, krachen,
Doch des Thiers Geschmeidigkeit
Hat es von dem Tod befreit.
Wüthend kreist's nun um die Pferde,
Die vor Angst und Schrecken schäumen,
Die sich winden, die sich bäumen.
Selbst des Spaniers muth'ges Roß
Macht sich von dem Reiter los,
Steiget auf und schleudert ihn
Nahe vor den Tiger hin.

Todesstille in der Runde!
Spanier! deine letzte Stunde

Hat geschlagen. Nimmer wird dir Rettung glücken.
Doch der Tiger, ihn verachtend
Nur betrachtend,
Sitzt, mit einem kühnen Sprunge,
Auf des Pferdes Rücken,
Schlägt die Tatzen in die Mähne,
In den Hals die scharfen Zähne,
Knirscht — und leblos in den Staub
Stürzt das Pferd, des Todes Raub.

Jetzo sich die Scene wendet.
Von dem Freunde abgesendet
Trifft ihn eine Büchsenkugel
In die nerv'gen Pranken.
Brüllend dreht er sich im Schwanken,
Und von Schmerzen angetrieben
Eilt er, vor den kühnen Schergen
Sich im hohen Gras zu bergen.
Doch der Capatazo folget,
Gegen seines Freundes Bitten,
Mit dem Dolch bewaffnet nur
Muthig seiner Spur.
Lange ist er nicht geschritten,
Als, tief in der Wiese Mitten,
Wie das platte Gras es kündet,
Er des Tigers Lager findet.
Hier, auf Knochen und Gebeinen,
Hat das Thier sich hingestreckt,
Als das Nahen seines Feindes

Es zu neuer Wuth erweckt.
Mit entsetzlichem Gebrülle
Drückt es nun die ganze Fülle
Seiner Schmerzen wüthend aus.
Wilder flammen seine Augen,
Aus dem Rachen steigt das Rauchen
Frischen Blutes schrecklich auf.
Tief den Kopf und hoch den Rücken,
Will es sich zum Sprung anschicken,
Während es die Zähne wetzt:
Als der Spanier ihm verwegen
Einen mächt'gen Stoß versetzt.
Glühend heiß in weiten Bogen
Spritzen auf des Blutes Wogen,
Krampfhaft zuckt er noch einmal;
Doch von Todesnacht umzogen
Löschet aus der Augen Strahl. —
Triumphirend auf den Nacken
Setzt in wildem Hochgenuß
Ihm der Jäger nun den Fuß,
Und sein frohes Siegsgeschrei
Ruft die Freunde schnell herbei.
Wie ihm stolz die Pulse pochen,
Wie verachtend er die Knochen
Anblickt, die in weiten Kreisen
Seines Feindes Stärke preisen.

Aber Weh! was ist geschehen!
Wird er doch mit einemmal

Grabesstill und todtenfahl!
Zittern schüttelt seine Glieder,
Ihn durchwühlet Höllenschmerz.
Einen Schrei! — und todt darnieder
Stürzt er mit gebrochnem Herz;
Denn zu seinen Füßen sah er,
Mit entsetzlich grausem Bangen,
Einen blut'gen Schädel liegen,
An dem gold'ne Flechten prangen:
Flechten, die er wohl erkannt,
Flechten, die ja seine Hand
Spielend tausendmal berühret,
Die er oft zum Mund geführet,
Sie mit Küssen zu bedecken:
Flechten, die ihm blutig klagen,
Was mit ihr sich zugetragen.

Die Afrakapelle zu Speier.

I.

In Speier, am Dome angebaut,
Die Afrakapelle man erschaut.
Sie hat — wohl ist es lange Zeit —
Heinrich der Vierte dem Herrn geweiht.
Es gab der Kaiser mit offenen Händen
Der neuen Kirche gar reichliche Spenden,
Und zierte den Altar und schmückte das Haus
Mit Gold und köstlichen Steinen aus;
Und setzte dem Priester die reiche Pfründe,
Auf daß er das göttliche Wort verkünde.
Der Kaiser that es, — und Jedermann
Sah staunend den frommen Fürsten an,
Der, mitten in Pracht, in Lust und Braus
Erbaute ein stilles Gotteshaus.

II.

Die Jahre flohen prüfungsschwer
Ueber das Reich und den Kaiser her.
Denn wie mit des Sturmes flüchtiger Schnelle,
So stieg und fiel des Schicksals Welle,
Und hob empor in süßem Traum
Den Herrscher bis zu der Wolken Saum,
Und schleudert' ihn nieder mit Höllenmacht
Bis in des Elends gräßliche Nacht.
Da färbten allmählich dem mächtigen Kaiser
Die Sorgen die wallenden Locken weißer.
Doch wie das Herz sich auch müde gesehnt,
Es war die Hand an den Scepter gewöhnt,
Und ob auch alle Sterne erblassen,
Er hält ihn krampfhaft und kann ihn nicht lassen.
Der Kaiser that es, — und Jedermann
Sah traurig den alten Fürsten an;
Denn unter Lust und prunkenden Freuden
Verbarg sich ein Herz voll Gram und Leiden.

III.

Es künden die Glocken vom Dom zu Speier
Dem Volk die ersehnte Abendfeier.
Die Hände ruhen, und mit der Nacht
Hat Jeder sein Tagewerk vollbracht;
Doch fromm und sittig geht Niemand zu Bette,
Er hörte denn noch einmal die Mette.
So eilen die Bürger in frommem Drang
Dem Dome zu, der Straß' entlang.
Und über Stadt und Gotteshaus
Breitet die Nacht ihr Dunkel aus.
Die Orgel tönt, der Chorus singt,
Der Bischof dem Höchsten das Opfer bringt.
Und als die Messe fromm vollendet,
Sich jeder nach dem Heimweg wendet.
Und siehe, — an der Afrakapelle,
Auf der niedern, steinernen Schwelle,
Gebückt von Kummer, hohl und blaß,
Mit greisem Haupt ein Bettler saß.
Und als der Mann, den Kaisers Hand
Erhob einst in den Bischofstand,
Nun stolz und ernst kam dahergeschritten,
Da hört das Volk den Armen bitten:
„O Herr, wollt ihr mich wieder vertreiben?
Ob alt auch, kann ich noch lesen und schreiben;
Drum gebt, daß ich dankend die Wohlthat verkünde,
Mir eine kleine mäßige Pfründe

An dieser Afrakapelle hier,
Zu fristen die wenigen Tage mir."

Der Bischof sieht stolz auf den alten Mann;
Bedauert, daß er nicht helfen kann,
Geht, und spricht: „Warum war't ihr nicht weiser!"
Und verläßt den bittenden — Kaiser.
Der Bischof that es, -- und Jedermann
Sah tief ergriffen den Fürsten an,
Der, ob ihn das Glück so köstlich gebettet,
Nichts als ein gebrochenes Herz gerettet.

IV.

Nach Jahren läuten im Dom zu Speier
Die Glocken wieder zur Abendfeier.
Und sieh', an der Afrakapelle
Stand, vor der niederen Schwelle,
Ein mächtig großer, steinerner Sarg,
Der eines Menschen Hülle barg.
Er stand einsam und allein,
Kein Priester wollte ihn weihn,
Keine Kerzen brannten, kein Weihrauch fliegt
Zur Höhe für den, der im Sarge liegt;
Denn auf dem armen, todten Mann
Lastete des Papstes Bann.

Papst Paschal that es, — und Jedermann
Sah weinend die Leiche des Fürsten an,
Der Kaiser einst war im deutschen Land,
Fünf Jahre keine Ruhestatt fand.

V.

Gehst du vorüber am Dom zu Speier,
Tritt ein in stiller Herzensfeier.
Dort ruht, unweit dem Altar,
Heinrich der Vierte, der Kaiser war;
Heinrich der Vierte, dessen Loose
Wechselten, wie der Sturm um die Windesrose,
Der nach unendlichem Kampf und Leiden
Einging zu den himmlischen Freuden.

Fürstenfreundschaft.

Der Jubel schweigt, die Straßen werden leer!
Nicht tönt der Glocken dumpfes Summen mehr.
Verstummet sind die tausend frohen Klänge,
Der Freude Ruf, die schallenden Gesänge,
Die von des Volkes hochentzückter Menge
Dem neuen König huld'gend dargebracht.
Der Tag erlosch, und seine schönen Stunden
Sind, wie die Nacht, bei Sang und Tanz verschwunden.

Madrid wird still, — es sinkt wie eine Braut,
Von Lust ermattet, wenn der Morgen graut,
Dem Bräut'gam — so dem Schlaf nun in den Arm.
Wie schön die Nacht, wie duftend und wie warm.
Es kommt der Mond am dunklen Himmelsbogen,
Voll stillem Ernst — ein Silberschwan — gezogen,
Und mit ihm tauchen aus den blauen Fluthen
Die Sterne all, in ihres Lichtes Gluthen. —
Hispaniens Nacht, du feurig schöne,
Wie könnten denn des Nordens Söhne
Bei deinen Reizen ruhig träumen;
Wenn sich die vollen Locken säumen
Mit Rosen dir, und wunderbar
In deinem rabenschwarzen Haar
Des Thaues Perlen licht erglänzen,
Dich wie ein Diadem umkränzen? — —

Der König tritt auf die Altane,
Zu Füßen rauscht ihm die Platane,
Umsponnen von des Geisblatts Ranken,
Die leicht bewegt im Winde schwanken.
Wie ist beklommen ihm die Brust;
Das Herz zerspringt ihm fast vor Lust,
Und alle seine Pulse schlagen
Ihm stolz und königlich und sagen:
Wie schön ist's, eine Krone tragen! —

Und er ergriff des Freundes Hand,
Der schweigend ihm zur Seite stand,

Und drückte sie und sprach mit Beben:
„Du hast mir schon einmal das Leben
Gerettet, — geschützt mich vor des Leibes Tod.
Weit größer noch ist jetzt die Noth.
Willst du dich ferner Freund mir zeigen,
Darfst du von meiner Seit' nicht weichen;
Du mußt an meines Thrones Stufen
Die Pflicht mir in's Gedächtniß rufen,
Auf daß, mit treuem Fürstensinn,
Ich Vater meinem Volke bin;
Denn besser ließest du mich sterben,
Als unter Schmeichlern hier verderben!"
Der Freund versprach's, und zu der Stund'
Beschworen neu sie ihren Bund,
Und Karl der Fünfte rief entzückt:
„Heil dem, den Freundschaft so beglückt!
So Leben denn für Leben!
Wenn deines jemals in Gefahr,
Will ich das meine geben."
Und Arm in Arm und Brust an Brust
Versanken sie in heil'ger Lust,
Der edlen Freundschaft schönstes Bild
Umstrahlt die Morgenröthe mild.

Und was in jener ernsten Stunde
Dem Könige der Freund gelobt,
Er hielt es auch, und treu dem Bunde
Ward er von Karlen oft erprobt.

D'rob schlossen fester sich die Banden,
Der König liebt ihn heißer nur,
Und rings in seinen weiten Landen
War Segen dieser Freundschaft Spur.
Den Dioskuren gleich durchzogen
Sie unzertrennlich ihre Bahn.
Der Freude und der Schmerzen Wogen
Durchschiffte ihrer Freundschaft Kahn.
So trieb sie einst nach vielen Tagen
Die männlich-kühne Lust zu jagen,
Hinaus, wo kühle Waldesnacht
Erquickend sie umlacht.
Die Rosse, die schnellen,
Sie schnauben, es bellen
Die Rüden und fallen ein.
Die Peitschen knallen,
Und lustig schallen
Die Hörner drein:
Hallo! Hallo!
So munter und froh.
Da rasch aus feuchtem Grunde bricht
Ein Eber. Seiner Augen Licht
Erstrahlt in rother Gluth.
Hoch sträubet sich das Borstenhaar;
Der edlen Hunde flinke Schaar
Erlieget seiner Wuth;
Denn von der Hauer Stoß getroffen,
Schwimmt sie in ihrem Blut.
Vor Freude pocht des Königs Brust.

„Ha! das ist wahre Fürstenlust“,
Hört man entzückt ihn sagen,
„Ein solches Thier zu jagen!“
Und rasch und hurtig hintendrein
Geht's tief in Waldesnacht hinein,
Wohl auf des Ebers Spur.
Dem König bleibt zur Seite nur
Der Freund; entfernt irrt das Gefolg.
Sie schwingen kühn den Dolch,
Den giftigen, der dort zu Land
Ist Waffe in des Jägers Hand.
Jetzt ist das Thier erreicht,
Und federleicht
Schwingt sich der König aus dem Bügel,
Fort wirft er Peitsche, Hut und Zügel,
Ein kräft'ger Stoß in Keulers Nacken,
Und nieder reißen ihn die Bracken,
Und schweißbedeckt im Staube,
Dem Tod zum Raube,
Liegt nun der Eber.
Da glänzet vor Lust des Königs Blick,
Und siegesfreudig blickt er zurück
Und ruft: „Es ist vollendet,
Der Keuler hat geendet.“
Doch wie er zum Freund sich nun wendet,
Erfasset ihn Schrecken und heimliches Graun,
Nicht wagt er den eigenen Augen zu traun,
Er sieht, kaum kann er sich fassen,
Den treuen Gefährten erblassen.

„Was ist dir?“ ruft entsetzt er aus,
Und frägt mit ängstlichem Bangen:
„Hast eine Wunde empfangen?“

Doch ernst tritt Jener auf ihn zu,
Im Blick unendliche Güte:
„Bald wird dem Herzen die ewige Ruh,
Und reif die irdische Blüthe.
Es ritzte der Dolch mich am linken Arm,
Bald wird nun das Blut, jetzt roth und warm,
Erstarren, vom Gifte getroffen;
Doch scheid' ich mit freudigem Hoffen.
Mein König und Freund ist glücklich und groß,
Ihm gönn' ich das schönste Erdenloos,
Und werd' noch in jenen Höhen
Ihm Gottes Segen erflehen!“ —

Der König hört es, und bebt und erblaßt,
Dann ruft er plötzlich froh und gefaßt:
„Hinweg die Todesgedanken!
Gedenke der Nacht auf der Altan,
Und jenes Schwures, den ich gethan:
So Leben denn für Leben!
Ist deines jemals in Gefahr,
Will ich das meine geben.“

Und, wie auch der Freund nun fleht und sich wehrt,
Er reißet das Kleid von der Wunde,
Und sauget die Stelle, die versehrt,

Und das Blut mit dem eigenen Munde,
Und speit es nieder auf den Grund,
Auf daß er aus des Grabes Schlund —
Ein Beispiel seltener Treue —
Den edlen Freund befreie.

Und sieh! es gelingt ihm die kühne That,
Das Leben ist ihm erhalten.
Er sieht des Dankes unendliche Saat
Im treuen Herz sich entfalten.
Und sie liegen im Arm sich lange Zeit,
Voll stummer, unendlicher Seligkeit,
Und fühlen mit wonnigem Beben:
Daß Freundschaft das Höchste im Leben.

Der Bramine.

In Indien lebte ein Bramine,
Berühmt als fromm, als heilig gar,
Dieweil sein Aeuß'res, seine Miene
Voll frommen Scheins und Demuth war.
Man sah ihn nur die Veda's lesen,
Und büßend durch die Straßen gehn;

Wie wir in gleichem Thun und Wesen
Auch solche Heil'ge bei uns sehn.
Kein Wunder, daß der fromme Mann
Sich alle Herzen bald gewann.
Er war's, bei dem man Rath sich schaffte,
Dem Gold und Schätze man vertraut,
Der manche Wund', die schmerzlich klaffte,
Mit frommem Trosteswort bethaut,
Der Seufzer, ach! und Klagen kannte
Weit mehr als Körnlein Sand am Meer!
D'rum strömten aus dem ganzen Lande
Auch tausend fromme Gaben her;
Doch sprach er stets: „Besitz ist Gift,
Das tödtlich fromme Seelen trifft!"

Einst gab sich's nun, daß nach Ya=Ulnah
Ihn eine fromme Sendung rief,
Und da der Weg durch öde Steppen,
Durch sonnverbrannte Haiden lief,
Gefährlich oft durch wilde Thiere,
Durch Schlangenbiß, durch Raub und Mord,
Und nach demselben fernen Ort
Ein Weib — die Gattin seines Freundes —
Mit ihren beiden Kindern zog, . . .
Daß dies den treuen Freund bewog,
Auf seinen heil'gen Ruf zu bauen,
Ihm Weib und Kinder zu vertrauen.
Was konnte er auch Bess'res thun?
„In Brama's eig'nem Schooße ruh'n

Sie sich'rer nicht!" — sprach der Bramine
Mit ernster tiefbewegter Miene.
„Mein Leben setz' ich für sie ein;
Du weißt, daß es ja längst schon dein,
Da einst in schwerer Todesnoth
Dein treuer Arm mir Rettung bot!"
So schied man unter vielen Thränen,
Dieweil im jungen Morgenlicht
Der Heil'ge noch den Segen spricht.

Der Tag war heiß, die Sonne sandte
Der Strahlen Gluth fast senkrecht aus;
Der nackte, dürre Boden brannte,
Und nirgends winkt ein gastlich Haus;
Wie sehr die müden Wand'rer spähn,
Es ist kein Busch, kein Baum zu sehn,
Kein Quell, der mit willkommner Gabe,
Mit kühler Fluth die Durst'gen labe.

Wohl ist es schwer, den Durst zu tragen,
Und Jedes fühlt jetzt diese Qual;
Doch in des Heil'gen Seele stahl
Sich ein Gefühl, das ihn noch heißer brannte;
Es war der Durst nach den Juwelen
Der Freundin, der ihn an zu quälen,
Zu foltern und zu martern fing.
Trug sie doch — nach des Landes Weise —
Selbst auf der angetret'nen Reise,
Um Arm' und Füße gold'ne Spangen,

In welchen edle Steine prangen:
Saphir, Rubin und Diamant;
Denn reichem Stamme anverwandt
Verkünden diese Rang und Stand.

Und finstere Gedanken steigen
Im Busen des Braminen auf;
Doch weiß er schlau sie zu verschweigen.
Erst in der Stunden weit'rem Lauf
Spricht er zu der, die ihn begleitet:
„Nicht Heil hat Brama uns bereitet,
Den rechten Pfad — ich seh' es hier —
Den rechten Pfad verloren wir!"

„Wie?" — rief entsetzt die Arme aus,
Und blickt besorgt auf ihre Kleinen,
Die still an ihrem Busen weinen:
„Verirrt? o Gott, welch' Mißgeschick!
Wer bringt uns auf den Weg zurück?"

„Wer anders" — spricht mit strenger Miene
Und ernstem Tone der Bramine —
„Als Brama, der uns alle führt,
Und dem auch selbst in dieser Lage
Des Herzens stiller Dank gebührt . . . . .
Doch hört, ich muß euch warnend sagen,
Gefährlich ist's, in solcher Einsamkeit,
Wie ihr, so reichen Schmuck zu tragen.
Seid ihr zu folgen mir bereit,

So reicht ihn mir,
Daß ich ihn hier
In des Gewandes Falten schlage.
Gar leicht reizt solch' ein strahlend Band
Des Räubers Gier, des Mörders Hand!"

„Wie habt ihr recht!" — sprach jetzt mit kindlichem Vertrauen
Das Weib — „Ihr seid ein weiser Mann;
Was Eitelkeit vergessen kann,
Wißt ihr mit einem Blicke zu durchschauen."
Und eiligst, mit geschäft'ger Hand,
Löst sie der Ringe kostbar Band,
Und reichet sie mit unbefang'nem Sinn
Dem Freund des Gatten, dem Braminen hin.

O armes Weib!
Du siehst das Zittern nicht der gier'gen Hand;
Ahnst nicht, was — finst'ren Thaten zugewandt —
Die Seele deines Heil'gen hier empfand!

Indeß verfolgen auf des Weisen Rath
Sie schweigend den betret'nen Pfad.
Da heitert sich mit einem Mal ihr Blick;
O glückliches Geschick!
Von Felsen halb verdeckt,
Halb hinter Busch und Gras versteckt,
Zeiget ein tiefer Brunnen sich.
Wie inniglich
Danket die Mutter Gott!

Wie drückt, mit übergroßer Lust,
Die Kleinen sie an ihre Brust.
Auch des Braminen Augen flammen,
Unheimlich fast, — doch legt anbetend er
Die Hände auf der Brust zusammen.
Dann blickt er forschend in die Runde,
Berührt des Brunnens Rand mit seinem Munde,
Und scheint, vor Dankbarkeit und Inbrunst trunken,
In heilige Gebete tief versunken.
Die Mutter aber eilet hin,
Den Eimer rasch heraufzuziehn,
Sich und die Kindlein bald zu laben.
Wie ist er schwer! es haben
Die zarten Hände viel zu thun,
Bis aus der Tiefe er heraufgewunden,
Doch, was hat Mutterlieb'
Nicht all' schon überwunden!
„Gleich, Kinder, gleich ist es geschehn!"
So ruft sie froh und beugt sich, nachzusehn,
Ob auch der volle Eimer bald am Rand.
Schon greift darnach die Hand . . . .
. . . . . Da trifft ein Stoß den schlanken Leib, . . .
Ein Schrei! . . . . . und in der Tiefe liegt das Weib!

Entsetzensvoller Augenblick! Gräulvolle That!
Rollt nicht des Himmels Donner?
Zuckt nicht sein Blitz?
Oeffnet die Erde nicht den tiefen Schlund,

Den heil'gen M ö r d e r zu verschlingen?
Soll ungestraft solch' Frevelwerk gelingen?

Doch hört! doch hört! welch' Wunder ist geschehn?
Die Arme ist nicht todt! ist nicht ertrunken!
Laut aus dem Brunnen schallt ihr Hülfeflehn,
Noch schwebt sie hoch! . . . . noch ist sie nicht gesunken!
An einem Baum, der an der innern Wand
Des Brunnens aus der Mauer trieb,
Hat sich im Fallen ihr Gewand
So festgeschlungen, daß sie hängen blieb.
Jetzt klammert sie mit beiden Händen
Sich krampfhaft fest
An jenem Baum und an des Brunnens Wänden.

Der Heilige erbleicht!
Nur halb ist jetzt die That;
Sieht er doch fernher Menschen kommen!
Doch die Verzweiflung gibt ihm Rath:
„Ein Stein ihr auf das Haupt!" — ruft er —
„Noch haben sie sie nicht vernommen,
Dann schreit sie sicher nimmermehr,
Die Kinder sollen nach ihr kommen!"
Gesagt, gethan! Ihn fügt der Hülfeschrei
Der Mutter nicht, und nicht der Kinder herzzerreißend Jammern,
Die flehend seine Füße nun umklammern.
Er stößt sie weg!
Schon sieht er einen Stein,
Gewaltig, groß und schwer:

„Der muß der Retter sein!“
Rasch eilt er hin,
Mit nerv'gem Arm ihn zu umfassen ....
Doch sieh! .... Die Arme sinken schlaff!
Die Züge, sie erblassen! ....
Er wankt, ... er schwankt!
Und eh' der Mund noch schäumend „Rache!“ spricht,
Sinkt er zusammen und das Auge bricht:
Da eine Schlange,
Die still verborgen unter jenem Steine lag,
Mit gift'gem Biß ihm in die Seite stach!

Gerecht ist Gott!
Jetzt hören auch die Fernen
Des Weibes und der Kinder Hülfgeschrei,
Schnell eilen sie herbei,
Und bald gerettet, mit seligem Entzücken,
Mit heißem Dank in Worten und in Blicken,
Drückt sie — o übergroße Lust —
Die Kinder an die Mutterbrust! —

Seht ihr, dort, wo die Adler fliegen,
Die bleichen Knochen in dem Sande liegen?
Dort, nah' bei jenes Brunnens Rand?
Sie warnen euch, im Heil'genschein
Ein tief verdorb'nes Herz zu sein!

Jussef-Abu-Amer-Almutatemen,

Emir von Saragossa.

I.

Die Saracenen zu vertreiben
Aus Spaniens schönem Land,
Nahm König Alfons von Castilien
Sein gutes Schwert zur Hand.

Und mit ihm wappnen alle Ritter;
Des Landes Fahne fliegt,
Und Jeder hoffet, daß die Jungfrau
Den Halbmond bald besiegt.

Und gen Toledo zieht der König
Mit seiner Heeresmacht,
Und schlug den kühnen Mauren-Horden
Bei Jaen eine Schlacht.

Und siegend zog Alfonso weiter
In's schöne Tajoland;
Als er an Roda's stolzer Feste
Den ersten Anhalt fand.

Es lag die Burg auf steilen Felsen,
Und bot den Christen Trutz,
Und gab des Emirs reichen Schätzen
Und seinen Weibern Schutz.

„Nicht werd' ich von der Feste ziehen,"
Rief König Alfons laut,
„Bis daß ich Gott an ihrer Stelle
Ein Kirchlein hab' erbaut!"

Und um den Berg ward es geschäftig,
Und Zelte ohne Zahl
Bedeckten rings des Abhangs Wände,
Und füllten selbst das Thal.

II.

Auf der Festung fernster Schanze
Saß die Toledanerin,
Sinnend wand sie sich zum Kranze
Wilde Rosen und Jasmin;
Band auch eine Myrthenblüthe,
Eine Rosenknospe ein:
Denn er sollt', was im Gemüthe
Tief ihr wohnet, Sprache sein.

Und als nun der Kranz gewunden,
Blickt sie sehnsuchtsvoll in's Thal;
Zählt den trägen Lauf der Stunden,
Rechtet mit der Sonne Strahl;
Denn erst mit der Nächte Schweigen
Naht der heißgeliebte Freund,
Und sein Lied ist ihr das Zeichen,
Daß sein Herz noch um sie weint.

Endlich sinkt die Sonne nieder;
Lüfte spielen mild und lau
Um das goldgestickte Mieder,
Um des Kindes schlanken Bau;
Doch sie kühlen nur die Wangen,
Und den Busen hochbewegt,
Nicht das heiße Gluthverlangen,
Das sich in dem Herzen regt.

Und die dunklen Augen schauen,
Feucht vor Sehnsucht, in die Nacht,
Die von Jussef=Abu's Frauen
Hier die schönste wohl durchwacht. —
„Kühner Emir, laß dich warnen!
Schläfst vom Sorbet süß berauscht;
Sieh', dein Weib läßt sich umgarnen
Von dem Christen, dem sie lauscht!"

Und es tönt Don Sancho's Klagen
Zu der Laute sanftem Klang,

Und die stillen Lüfte tragen
Zu Ismenen den Gesang:
„Wesen, das auf Roda's Höhen,
Eine Göttin mir erschien,
Einmal hatt' ich dich gesehen
Und die Ruhe war dahin.

Willst du sie nicht wiedergeben,
Mir, dem sie dein Blick entzog?
Flach und kalt ist mir das Leben,
Wenn es mich um dich betrog.
Denn ich hab' es wohl empfunden,
Dich nur lieb' ich, dich allein!
Und es dürften sonst die Wunden,
Die du schlugst, nie heilbar sein.

Manche Schlacht hab' ich geschlagen,
Dieses Schwert ist meine Lust;
Kannst vertrau'n, durch's Leben tragen
Will ich dich an meiner Brust.
Will dich schirmen, will dich schützen,
Will dir Eins und Alles sein,
Will dir meine ganze Liebe,
Dir mein ganzes Leben weih'n.

Nur ein Zeichen magst du geben,
Holdes Weib vom Tajo=Strand;
Soll ich fürder glücklich leben,
Glücklich, Kind, an deiner Hand? —

Oder willst du, daß ich fluche
Meines Schicksals grausem Spiel,
Und im wilden Kampf mir suche
Dann den Tod, der Leiden Ziel?"

Sancho blickte auf im Thale,
Und er sah auf Roda's Höh'n,
In des Mondes bleichem Strahle
Ein ätherisch Wesen steh'n.
Leise hob es ein Gewinde,
Drückt' es an die volle Brust,
Daß es ihren Schmerz verkünde,
Ihre Liebe, ihre Lust.

Und es warf von jener Schanze
Jetzt die Toledanerin
Ihrem Sancho nun im Kranze
Wilde Rosen lächelnd hin;
Sieh'! auch eine Myrthenblüthe,
Eine Rosenknospe d'rein,
Denn er sollt', was im Gemüthe
Tief ihr wohnet, Sprache sein.

III.

Aufgeschlagen stand das Lager
Auf Denias dürrer Haide.
In dem Zelt von rother Seide,
Reich durchwirkt mit goldnen Sternen
Und mit Tigerhaut gedeckt,
Lag der Emir Jussef=Abu
Auf den Divan hingestreckt.
Von dem Silberbecken sandte
Weihrauch, der auf Kohlen brannte,
Süß berauschend seine Düfte
In die kühlen Abendlüfte,
Die sich leise und behende
Stahlen durch des Zeltes Wände.
Draußen weh'n die Schatten; aber
Hell vom goldnen Candelaber
Strahlt ein freundlich klares Licht
Auf des Mauren Angesicht.
Wie die Augen ihm, die dunklen,
Freudig und doch furchtbar funkeln,
Wenn sie auf die Sklavin blicken,
Die an seiner Seite liegt,
Und mit seligem Entzücken
Sich an seinen Busen schmiegt.
Zanda ist es, von Velletri,
Die, für tausend Maravedi,

Sich der Emir jüngst erkauft.
Halb gelöst ist ihr Gewand;
Blendend hebt sich Arm und Hand
Auf dem Purpurgrund der Seide,
Den zu ihrem Oberkleide
Zanda wohl am besten fand.

Und der Emir schlürft Entzücken
Aus den glutherfüllten Blicken
Seiner Italienerin.
„Magst du wählen!" rief er laut,
„Eine Gnade, schöne Braut;
Denn bei Muhamed ich schwöre,
Daß ich jede Bitt' erhöre,
Die in dieser süßen Stunde
Tönt von deinem holden Munde!"

Und die Sklavin lächelt leise;
Schmieget zärtlich sich und heiße
An den trunknen Fürsten an.
„Herr, willst du mir Gnade schenken,
O so laß mich, laß mich denken:
Deine Liebe bleibe mein,
Und ich sei dein Weib — allein!"

„Du allein?!" rief voll Erstaunen
Jussef, und die dunklen Braunen
Zogen finster sich zusammen,
Und die Augen sprühten Flammen. —

Zanda schwieg. — Doch nach Minuten
Rief der Fürst in wilden Gluthen:
„Hassan, Hassan! schnell zu Roß!
Nimm dir einen Reitertroß,
Eil' nach Roda, und trag' Sorgen:
Denn es soll den nächsten Morgen
Mir von allen meinen Frauen
Keine, außer Zanda, schauen!"

IV.

Wie Sturmwind flog das edle Thier
Weit ausgestreckt,
Die breite Brust mit Schaum bedeckt;
Die Nüster dampfen, die Augen glüh'n,
Vom Schlag des Huf's die Funken sprüh'n.

„Frisch auf, mein Thier! ermüde nicht,
In Osten schon erglüht das Licht!
Frisch auf, daß, eh' die Sonne steigt,
Dein Lauf das Lager noch erreicht!"
Ben Ali rief's, und immer schneller
Und wilder ging des Rosses Lauf;
Bald nahm Denia's Haid' sie auf,
Und wenige Minuten noch, da hält
Der Bote vor des Emir Zelt.

„Was bringst du, Sklav!“ — rief Iussef wild
Zu Ali, der des Todes Bild.

„Ich bringe,“ — sprach er leis und bang,
„Dir deiner Liebe Grabgesang:
Ismene flocht der Liebe Bund
Mit einem kühnen Christenhund.“

Der Emir hört's und grinzt ihn an:
„Um sie ist es bereits gethan;
Eh' noch mit ihm ihr Herz getheilt,
Hat schon die Strafe sie ereilt!“

„Doch ach, mein Fürst, ich muß es wagen,
Dir Trüberes noch anzusagen:
Vor Roda steht Alfonso's Heer,
Bedrängend deine Feste schwer!“
Der Emir schweigt in wildem Kampf
Der Seele. Seiner Pfeife Dampf
Steigt wolkig auf. Dann spricht er leise:
„Mein Ali, du bist kühn und weise,
D'rum sollst du mein Vertrauter sein.
Nach Roda wende schnell den Lauf,
Nehmt heuchlerisch Alfonso auf,
Als wolltet ihr ihm Ehr' und Leben,
Und selbst die Feste übergeben.
Tritt dann der Christenkönig ein,
So mög't ihr ihn dem Tode weih'n;

Ist erst das Haupt vom Rumpf geschlagen,
So wird der Leib nichts fürder wagen."

Ben Ali hört's, und eilt zu Rosse
Schnell nach dem fernen Felsenschlosse.

V.

Spanien, schönes Land der Liebe,
Spanien, Land der Poesie!
Seh' ich deinen heitern Himmel,
Deine reichen Eb'nen nie?
Nicht die Mädchen mit den dunkeln
Augen, die von Gluthen funkeln?

Sancho, du bist zu beneiden!
Stürmisch hebt sich dir die Brust;
Sieh', du wirst Ismenen sehen,
Deines Lebens höchste Lust;
Wirst, so hoffst du, dem Emiren
Heute noch sein Weib entführen.

Denn die Feste will sich öffnen
Durch Verrath der Christenmacht;

Heimlich hatt' dem Castilianer
Man die Botschaft überbracht;
Doch der schlaue König lachte
Leise vor sich hin und dachte:

„Königlich wird's mich entzücken,
Ist das feste Roda mein;
Aber mit den falschen Heiden
Muß man klug und weise sein.
Wahrlich, mich treibt kein Verlangen,
Selbst die Schlüssel zu empfangen."

Dacht's und sprach zu seinen Edlen:
„Ziemen würde es wohl nicht,
Wenn wir unser Heer verließen;
Denn es ist des Feldherrn Pflicht,
Bei den Seinen stets zu weilen,
Und ihr Glück und Unglück theilen.

Darum, meine edlen Ritter,
Frag ich: wer an meiner Statt
Roda's Schlüssel mir zu holen
Muth und Lust im Busen hat!"
Alles schweigt mit stillem Grauen:
„Mauren-Wort ist nicht zu trauen!"

Aber sieh', Don Sancho schreitet
Kühn zu seines Fürsten Thron:

„Sendet mich, mein Herr und König,
Zu des Islams falschem Sohn;
Und ich will, wie ihr befohlen,
Euch der Festung Schlüssel holen.“

Und der König steiget nieder,
Reicht ihm freundlich seine Hand:
„Solche Ritter zog Castilien,
Freue dich mein Vaterland!“ —
Sancho aber dacht' mit Sehnen
An den Ruhm, und an Ismenen.

VI.

Auf des Christen-Herolds Worte
Oeffnet krachend sich die Pforte,
Und die Brücken fallen.
Munter tönen um die Wette
Zimbel, Becken und Trompete,
Schmetternd durch die Hallen.

Und der Feste Mannschaft lieget
In den Staub gestreckt, und schmieget
Sklavisch sich zur Erde.
Hassan selbst und Ali nahen —

König Alfons zu empfahen —
Fröhlich von Geberde.

Sieh', da sprengt, ob Wall und Brüstung,
In des Königs gold'ner Rüstung,
Ritter Sancho ein,
Das Visir birgt seine Züge. —
Castilianer, diese Lüge
Kann dem Tod dich weihn!

Ahnest du nicht, was die Freude
Deiner Feinde hier bedeute?
Mahnt dein Herz nicht laut? —
Sieh'! sie zählen die Begleiter,
Die du bringst. Nur fünfzig Reitern
Hast du dich vertraut?! —

Und auf Kissen, schwer von Seide,
Bringt man Schlüssel und Geschmeide
Nun dem neuen Herrn.
„Hoher König, mein Gebieter,
Steig mit deinen Freunden nieder,
Du der Ehre Stern.

Reich geschmückt zum Siegesmahle
Winkt die Tafel, die Pokale
Sind mit Wein gefüllt.
Denn der Emir, der Verbrecher,

Schlürfte heimlich manchen Becher
Vor der Welt verhüllt."

Ali sprach's zu dem Gebieter;
Und die Ritter stiegen nieder,
Freudig, voll Vertraun.
Doch Don Sancho sprach: „Vor Allen
Führt mich in des Schlosses Hallen,
Zu des Emir's Frau'n!" —

VII.

König Alfons wartet lange,
König Alfons ward so bange,
Denn es hat die dritte Nacht
Sancho nicht zurückgebracht.

König Alfons wartet lange,
Das Gewissen mahnt ihn bange;
Denn ihm hatte keine Nacht
Sancho mehr zurückgebracht.

VIII.

Aufgeschlagen stand das Lager
Auf Denia's dürrer Haide.
In dem Zelt von rother Seide,
Reich durchwirkt mit goldnen Sternen
Und mit Tigerhaut gedeckt,
Lag der Emir Jussef=Abu
Auf den Divan hingestreckt.
Von dem Silberbecken sandte
Weihrauch, der auf Kohlen brannte,
Süß berauschend seine Düfte
In die kühlen Abendlüfte,
Die sich leise und behende
Stahlen durch des Zeltes Wände.
Draußen weh'n die Schatten; aber
Hell vom goldnen Candelaber
Strahlt ein freundlich klares Licht
Auf des Mauren Angesicht.
Wie die Augen ihm, die dunkeln,
Freudig und doch furchtbar funkeln,
Als, mit hämischem Gesicht,
Ali diese Worte spricht:
„... Als wir endlich, unter Schweigen,
Nun den letzten Saal erreichen,
Zieh' ich mit geübter Hand
Schnell den Teppich von der Wand,

Die — wie ihr, Gebieter, wißt —
Nur verhängte Pforte ist.
Bleich und zitternd steht der Christ!
Weit geöffnet starrt sein Auge
Regungslos und ohne Leben;
Alle seine Pulse beben;
Schrecklich ballt in wildem Krampf
Sich die Hand, — und den Kampf,
Der das Herz ihm blutend bricht,
Zeigt sein fahles Angesicht;
Denn vor ihm — Herr, welche Lust! —
Liegt Ismene; ihre Brust,
Süß und üppig, ist die Scheide
Meines Dolches scharf gespitzt;
Auf dem schneeig weißen Kleide
Ist ihr Purpurblut verspritzt.

Sancho, der den König spielte,
Sancho, der hier Qualen fühlte,
Wie die Hölle sie nur schafft,
Sancho hat sich aufgerafft.
Wüthend greift er nach dem Schwerte;
Doch noch eh' es aus der Scheide,
Sinkt er an Ismenens Seite;
Denn durch zwanzig tiefe Wunden
Hat er seinen Tod gefunden." — —

Jussef-Abu hört's mit Freude;
Nimmt das köstliche Geschmeide,

Das um seinen Nacken fällt,
Reicht es Ali, und spricht leise:
„Zanda, sieh', auf solche Weise —
Meine Zanda denke d'ran —
Rächet sich der Muselmann!“ —

Die Seeschlacht.

Wie ruhig liegt das Meer,
Nur leise Lüfte säuseln,
Und ihre Flügel kräuseln
Die Fläche ringsumher.

Vom Himmel blau und rein
Erwärmend strahlt die Sonne;
Der Fische Heer von Wonne
Tanzt froh in ihrem Schein.

So weit das Auge dringt
Am ganzen Himmelsbogen,
Nur Horizont und Wogen
Der müde Blick verschlingt.

Ein kaltes Einerlei! —
Kein Land und keine Küste,
Nur eine Wasserwüste,
Durchpflügt vom gier'gen Hai.

Und lautlos schweigt das Meer,
Und lautlos sind die Lüfte —
Wie in der Todten Grüfte
Regt nichts sich ringsumher.

Da sieh! — am fernen Rand, ein dunkler, kleiner Fleck!
Er wächst! — er nähert sich! — zeigt Masten und Verdeck!
Es ist ein Schiff, und viele Schiffe kommen
Auf stiller Fluth dem einen nachgeschwommen.
Wie ziehen stolz des Meeres neue Gäste,
Wie spreizen sich die schwimmenden Paläste,
Wie glänzen sie in ihrer reichen Pracht,
Von Englands Heer geleitet und bewacht.
Hyde-Parker ist — Albions edler Sohn —
Der Admiral. Sie wollen Hollands Hohn
Und Trotz bestrafen, dem kühnen Feinde zeigen:
Daß seine Pfeile nicht den Leopard erreichen.
Doch horch! — Hört ihr das Sprachrohr dumpf ertönen?
Der Trommel Wirbel und des Hornes Stöhnen?
„Ein Segel! noch ein Segel! — Immer wieder
Und neue Segel!" schallt's vom Mastkorb nieder.
„Sie halten auf uns zu! Sie nahen sich;
Es starret Mast an Mast und fürchterlich
Wächst ihre Zahl!" — Kaum ist dies Wort verweht,
Als Jeder auch schon unter Waffen steht.
„Die Segel netzt! — Setzt neue zu, und laßt uns zeigen,
Daß Hollands Pfeile nicht den Leopard erreichen."

Das Meer, das kaum noch still und öd' geschwiegen,
Erseufzt nun von den Schiffen, die sich wiegen
Auf seinem stolzen, nie besiegten Rücken.
Die Flotten nahen sich; die Linien rücken
Allmählig vor, und Hollands Flagge steigt
Am Admiralschiff, das sich endlich zeigt. —
Da donnern plötzlich tausend Feuerschlünde,
Die See erbebt bis in die tiefsten Gründe,
Die Kugeln pfeifen schrecklich hin und her.
Es steigt der Dampf, es schäumt und zischt das Meer;
Die Masten splittern und die Schiffe krachen;
Das Tauwerk reißt, die Segel und die Flaggen
Durchbohrt der Bomben wilder Feuerregen.
Die Trommel tönt in ihren dumpfen Schlägen,
Das Sprachrohr heult, die Pfeif' erschallet grell,
Die Kugel trifft, die Flamme prasselt hell,
Das Pulver zündet. Donnerton und Krachen —
Ein Flammenstrahl — und in des Meeres Rachen
Begraben liegt das Schiff. Mit seinen Trümmern
Hat sich die Fluth bedeckt. Ein schmerzlich Wimmern
Ertönet aus den Wellen, blutigroth.
In allen Reihen wühlet graus der Tod.
Und Schiff an Schiff, in fürchterlichem Reigen,
Will England hier dem kühnen Feinde zeigen:
Daß Hollands Pfeile nicht den Leopard erreichen.
Der Stunden viele dauerte das Morden;
Dann — todesmüde — trennten sich die Horden,
Und der Gewinn, den sie davon getragen,

War nur der Ruhm — daß sie sich kühn geschlagen.
Sie trennten schweigend sich. Nach Nord und Süd
Geht nun ihr Lauf. — Und still und langsam zieht
Ein einzig Schiff, als traure es der Schmach,
Der Flotte Hollands mit den Wunden nach.
Du schönes Schiff, das stolz dahergezogen,
Wie hat das Schicksal dich so hart betrogen;
Du, sonst so kühn, weißt kaum dich mehr zu halten;
Statt Helden trägst du traurige Gestalten;
Statt frohem Jubel tönen Todtenlieder,
Von blassen Lippen laute Klagen wieder.
Und auch der Himmel hat sich schwarz umzogen;
Es geht das Meer in wildempörten Wogen;
Die Stürme fassen deinen schwachen Rumpf,
Und schleudern dich empor. Es krachen dumpf
Die Seiten dir, die halb zerschellten Rippen.
Der Blitze Strahl zeigt gräßlich dir die Klippen,
Die aus des Meeres Schaum so riesig steigen,
Und dir mit Hohn die schwarzen Arme zeigen.
Auf deinem Bord nur Tod, Entsetzen nur und Jammern;
Wie sich die Sterbenden verzweifelnd fest umklammern,
Wie Jene, grausen Blicks, in's wilde Weltmeer sehen,
Als wollten sie von ihm der Qualen End' erflehen. —
Und Gott erhörte sie, doch seiner Liebe Macht
Umhüllt für's Menschenaug' sich in Verderbensnacht.
Ein Donner! — d'rauf ein Blitz! ein fürchterlicher Stoß! —
Der Mast entzwei! — das Steuerruder los! —
„Ein Leck! ein Leck!" ertönt es aus der Tiefe.
„Wir sitzen fest auf einem Felsenriffe!

Doch nein, o Dank sei Gott! es hebt sich wieder.“
Tönt es von hundert Stimmen wieder. —
Umsonst! — Es hat sich satt getrunken —
Ein Schmerzensruf — und Alles ist versunken.

Und ruh'ger wird das Meer,
Die wilden Stürme schweigen,
Die düstren Wolken weichen,
Und still ist's ringsumher.

Den Himmel deckt die Nacht,
Und in der dunklen Ferne
Erglänzt das Heer der Sterne
In ewig junger Pracht.

So weit das Auge dringt
Am ganzen Himmelsbogen,
Nur Horizont und Wogen
Der müde Blick verschlingt.

Ein kaltes Einerlei! —
Kein Land und keine Küste,
Nur eine Wasserwüste,
Durchpflügt vom gier'gen Hai.

Und lautlos schweigt das Meer,
Und lautlos sind die Lüfte —
Wie in der Todten Grüfte
Regt nichts sich ringsumher.

Balladen und Romanzen.

Schloß Heidelberg.

I.

Der Abend in den Ruinen.

Von Frankfurt kam ich her, der alten freien Stadt.
Mein Herz war traurig, bis zum Tode matt.
Denn einsam schlug es in der hohlen Brust.
Was sollte mir des Frühlings laute Lust?
Des Lebens bunt Gewühl?
Was heiß ich liebte, lebenswarm umfangen,
War ja dahin! war treulos heimgegangen. —
Ich folgte stumpf dem Weg, der in ein Thal hier bog,
Durch das des Neckars Silberband sich zog,
Der Musenstadt ein freundlich Diadem.
Der Sonne Strahlen brannten,
Des Weinstocks Blüthen sandten
Berauschend süßen Duft.
Die blaue Aetherluft
Durchschnitt mit lautem Schrei
Die Schwalbe.
Ich aber zog vorbei

In meiner Wehmuth Traum,
In meiner Seele Nacht,
Und hob die Augen kaum
Zu all' der Lust und Pracht.

Nur Ein's hatt' ich erschaut, mit Staunen und mit Beben,
Die Trümmer, die so stolz sich auf dem Hügel heben,
So majestätisch kühn sich in die Lüfte bau'n,
Und todt und leer, wie ich, in's warme Leben schau'n.
Auch euer Frühling ist mit seinem Glanz gewichen,
Auch euer Sommer ist mit seiner Gluth verblichen,
Erstorben ist das Leben wie die Lieder,
Und kalt und düster blickt ihr herbstlich nieder! —

Mit wunderbarem Drang fühlt' ich mich angezogen,
Und als die Sonne sank, und Giebel, Thurm und Bogen
Umfloß mit ihrer Gluth in röthlich-goldnem Schein,
Da trat ich ehrfurchtsvoll in ihre Räume ein.
Welch' eine Pracht! — Gleich einer Kaiser-Leiche,
Gehüllt in Purpur, um die bleiche
Zerfall'ne Stirne noch die stolze Krone,
So ruhest du auf deinem Felsenthrone.
Jahrhunderte sind längst vorbeigezogen,
Es brachen sich an dir der Zeiten Wogen
In wechselvollem, raschem Gang.
Nun schlummerst du schon lang;
Siehst, wie ein Schädel aus den hohlen Augen,
Hernieder auf die junge Welt,

Wohl neue Tage aus der Urne tauchen,
Dir keiner mehr gefällt.
O, träume immer von der alten Pracht,
Von deiner Größe, deiner Herrscher Macht. —

Wie wird es still um mich und todt!
Die Sonne sank, gehüllt in's Abendroth,
Wie Cäsar unter Brutus Streichen;
Am Himmel flammen schon in dunkler Ferne
Sehnsüchtig auf die bleichen,
Lieben Sterne;
Des Mondes Licht lehnt müd' sich an die Mauer.
Ein kalter, ehrfurchtsvoller Schauer
Durchrieselt mich.
Trau ich noch meinen Blicken?
Wie geisterartig nicken
Aus Fensterhöhlen Recken,
Das Grab mit seinen Schrecken
Hat sich wohl aufgethan?
Wehmüth'ge Laute tönen
Wie Röcheln fast und Stöhnen.
Vom Thurm die Eulen fliehn,
Und dunkle Schatten ziehn
Zu mir heran.

O still! — Welch' dumpfer Klang
Entsteigt der morschen Tiefe?

Er tönt so ernst und bang,
Als ob zu Grab er riefe,
Mir wird so wunderbar — so dumpf — so todesmüd,
Als wiegte mich in Schlaf — des Burggeists Schlummerlied.

II.

Jetta.

Als noch im Reiche der Germanen
Der Adler Roms sein Nest gebaut,
Als in den Wäldern unsrer Ahnen
Des Christenthumes Morgen graut',
Und unter tausendjähr'gen Eichen
Der Barde seine Lieder sang,
Da war es, als aus diesen Zweigen
Prophetisch manches Wort erklang.

Noch prangten hier nicht kühn Paläste,
Von wildem Leben laut durchbraust;
Noch wehte Frieden durch die Aeste,
In deren Schatten Jetta haust.
Von Gottes Geist hinweggerissen

Aus einer Welt voll Wahn und Schein,
Sog aus des Waldes Finsternissen
Sie ihren Trost und Frieden ein.

Von der Begeist'rung Schwung getragen,
Umrauschet von der Dichtung Weh'n,
War ihr die Zukunft aufgeschlagen,
Das Künft'ge sah sie vor sich stehn.
Von nah und fern, von jedem Orte
Zog man zum Jettahügel hin,
Zu lauschen ob der Seherworte
Der jungfräulichen Zauberin.

So stand sie einst im Abendstrahle,
Weit flatterte ihr weiß Gewand,
Die Blicke ruhten auf dem Thale
Und auf dem Busen ihre Hand.
Wie glänzen ihre blauen Augen
In wunderbarem düsterm Licht;
Ein höh'res Sein scheint aufzutauchen,
Entzücken strahlet ihr Gesicht.

„Ihr alten Eichen, ihr müßt fallen!"
So ruft sie hochbegeistert aus.
„An eurer Stätte tragen Hallen
Und schlanke Säulen bald ein Haus,
Das wechselnd in der Zeiten Drange
Erglänzen wird in stolzer Pracht,

Und dessen Ruhm Jahrhundert lange
Erhellen wird des Reiches Nacht!

Doch Frühlingslust weicht Sommergluthen,
Dem Winter wird der Herbst zum Raub,
Allmächtig ist der Zeiten Fluthen,
Es reift die Frucht, es sinkt das Laub.
So wird auch dieses Schloß zertrümmern,
Zerstäuben seine Herrlichkeit;
Doch seine Söhne werden schimmern
Im Glanze der Unsterblichkeit.

Und wenn die rohe Kraft erlegen,
Dann wird die Weisheit auferstehn,
Und fröhlich wird ihr reicher Segen
Durch dieses Thales Gründe weh'n.
Erwachen wird ein edles Streben
In jedes guten Menschen Brust,
In Harmonie löst sich das Leben,
Und selbst das Sterben wird zur Lust!"

So rief sie laut, und Ahnungsschauer
Durchrieselten die Seherin.
Wehmüthig rauscht in tiefer Trauer
Der Wind durch ihre Eichen hin.
Sie ging, gebeugt von heil'gen Sorgen,
Wohl tiefer in den düst'ren Wald.
Doch fand sie schon der nächste Morgen
Am Fuß des Hügels todt und kalt.

III.

Maria von Brabant.

1256.

Das greise Haupt gestützt auf seinen Arm
Saß Pfalzgraf Ludwig. Lind und warm —
In ihrer still erhabnen Pracht —
Durch's hohe Bogenfenster weht die Nacht,
Und holden Frieden gießt sie auf die Welt,
Die schlummernd sie in ihren Armen hält.
„O Friede, süße Himmelslust!
Zögst du doch ein in meine Brust.
O, wär' es doch im Herzen mir
So still, wie auf der Erde hier!"
Also der Pfalzgraf düster sprach.
In seinen finstern Zügen lag
Die tiefe, nimmersatte Qual
Der Schuld; und auf den Harnisch stahl
Sich aus der Wimpern grauem Haar
Ein heißes, bitt'res Thränenpaar.
Mit Hast ergriff er dann die Hand

Des Jünglings, der zur Seit' ihm stand,
Und kindlich ihm in's Auge schaut.
„Mein Sohn, mein Rudolph!" — rief er laut —
„Mir ist's im Herz so weh und bang,
Die Nacht ist noch so schrecklich lang;
Nicht wahr, mein Sohn, du bleibst bei mir,
Du bleibst bei deinem Vater hier?"

„Ja, lieber Vater, aber sagt,
Was ist es denn, das euch so plagt?"

„Schweig still, mein Sohn, und hab' Geduld.
Was mich so plagt? — Es ist die Schuld!" —

„Ihr schuldig, Vater? scherzt nicht. Nein!
Ihr seid so gut, könnt es nicht sein;
Gerecht nennt euch ja alle Welt."

„Nicht Gott, wenn er sein Urtheil fällt!" —
Hier schwieg der Pfalzgraf lange Zeit;
Dann sprach er fest: „Ich bin bereit,
Dir, Rudolph, meinem theuren Sohn,
Der Erbe mir von Land und Thron,
Zur Warnung jene Schuld zu klagen,
Die ewiglich wird an mir nagen.
Vernimm mein Wort und habe Acht:
Groß ist auf Erden Fürstenmacht,
Doch über Fürst und Welt und Zeit
Thront göttliche Gerechtigkeit! — —

Um deine Mutter nicht — wohl Habsburgs schönstes Kind —
Hab' in der Jugend ich, der fröhlichen, gewinnt.
Sie gab der König mir in spät'ren Jahren,
Ein kostbar Heiligthum, sie liebend zu bewahren.
Maria von Brabant, ein herzigsüßes Wesen,
Hatt' ich mir früher schon zur Gattin auserlesen.
O, laß mich schweigen von der Tugend Fülle,
Die nimmer sich in einer schönern Hülle
Auf Erden je gezeigt. Gedenk' ich noch der Stunden,
Die mir so selig einst an ihrer Seit' entschwunden,
So däucht es mir, als ob mein Seelenauge
Sich wonnig in des Himmels Fluren tauche. —
Bald aber rief der rhein'sche Bund mich zu den Waffen.
Viel machte mir der wilde Krieg zu schaffen;
Von Baiern rief er mich hieher nach Heidelberg — zum Rhein,
Zur Sicherheit ließ ich auf Mangoldstein,
Der festen Burg, mein heißgeliebtes Weib.
An meiner Seite ritt mein treuster Freund,
Der Graf von Hirschau, der mit mir vereint
So manche heiße Schlacht geschlagen.
Ich liebt' ihn sehr, doch in den letzten Tagen,
Von fremden Lästerzungen schmählich angefacht,
War Eifersucht auf ihn in meiner Brust erwacht.
Ich unterdrückte sie, doch tief im Herz verborgen
Bestürmten Argwohn mich und finst're Sorgen.

So floh ein Jahr. Der rauhe Winter nahm
Besitz vom deutschen Land; da überkam
Marien heiße Sehnsucht nach dem fernen Gatten.

Den Boten sandte sie, gab ihm zwei Briefe mit
Und hieß ihn eilig sein, beflügeln seinen Ritt.
Der eine war dem Freund, der andere für mich.
Nun fügte es durch bösen Zufall sich,
Daß jener mir zu Händen kam.
Ich riß ihn zitternd auf, und Eifersucht und Scham
Durchflammten mich mit fürchterlicher Gluth.
Ich las, vernichtet fast vor Wuth:
„Sobald Ihr Wort, Herr Graf, den Gatten heim mir führet,
Gewähre ich dem Freund, was ihm als Dank gebühret;
Dann sollen freundlich auch und gnädig Sie mich sehen,
Und was Sie einst erfleht, das mag alsdann geschehen."
Ich stand erstarrt; Vernunft war mir entwichen,
Der Liebe zartes Bild in meiner Brust erblichen,
Und Rache nur und Zorn und Eifersucht und Hohn
Durchzuckten mich. Als Botenlohn
Durchbohrt' ich wild den Reiter.
Zu Pferde dann, und wie im Sturmwind weiter
Ging es nach Mangoldstein.
O Fluch dem Tag, an dem ich dort traf ein!
Wer mir entgegentrat — er war des Todes Kind.
Vor Wuth, vor Liebe noch, vor Rache taub und blind,
Hör' ich das Bitten nicht, nicht meiner Gattin Flehn,
Ich stoße sie zurück, will nicht ihr Antlitz sehn.
Nicht glaub' ich ihrem Eid: daß sie ja treu und rein!
Und senke tief den Dolch — ihr in den Busen ein!"

Der Pfalzgraf schwieg. Er war emporgesprungen,
Und hatte hoch die Hand, wie zu dem Stoß geschwungen,

Laut auf den Harnisch klirrt die mächt'ge Eisenfaust,
Und heulend durch die Burg ein wilder Sturmwind saust.
Jetzt plötzlich schrickt er auf, es zittern seine Glieder,
Die heiße Thräne stürzt in seinen Bart hernieder.
Und in Verzweiflung ruft er wild und gräßlich laut,
Daß es dem Sohn tief in der Seele graut:
„Es raucht ihr Blut empor, bei Gott mich anzuklagen,
Ich hatte ja im Zorn mein schuldlos Weib erschlagen!
Mein schuldlos Weib, ja! ja! — zu bald ward ich's gewahr:
Durch tausend Zeugen ward mir ihre Reinheit klar.
Nicht der verbot'nen Lust galten des Briefes Reden,
Ach! nur dem Wörtchen „Du", um das sie Hirschau einst gebeten,
Und bei dem Schachspiel scherzend sie geplagt,
Und das sie damals ihm aus Züchtigkeit versagt.

Es war gescheh'n — die Schreckensthat vollbracht.
Mein Herz war todt, in meiner Seele Nacht.
Wie viel der Thränen ich, der reuigen, vergossen,
Wie oft mein eigen Blut bei Büßungen geflossen,
Dies frage Niemand mich. Nach Rom bin ich gegangen,
Vom heil'gen Vater dort Vergebung zu empfangen.
Nach Klosterbau und Buß' hat er sie mir ertheilt;
Doch hat mich nicht sein Wort, nicht sein Gebet geheilt.
O nimmer! nimmer! — würd' ich ewig leben —
Kann mir mein Gott, kann mir mein Weib vergeben!" —

Der Pfalzgraf stürzet auf die Kniee nieder.
Er horcht und horcht — es tönen ferne Lieder,
Der dunkle Himmel scheint sich aufzuschließen

Und seinen Strahlenglanz sanft auf die Welt zu gießen.
Und siehe! — von der Engel Schaar umgeben,
Sieht er sein Weib zu sich herniederschweben.
Wehmüthig blickt er auf, und ruft im Schmerzenston:
„Marie, Heilige! die jetzt an Gottes Thron
Ihr Märtyrthum mit Seligkeit gekrönt,
O sprich, bist, Himmlische, du jetzt versöhnt?“ —

Da neigt sie sanft ihr Haupt, die Engelchöre schweigen,
Und die Gestalt zerrinnt — und wird — zum Kreuzeszeichen.

IV.

Friedrich I., der Siegreiche.

1462.

Was schallt so gräßlich aus dem Thal,
Wie Angstgeschrei und Klagen?
Der nächt'ge Himmel roth und fahl!
Was hat sich zugetragen? —
Und dumpf ertönt es durch die Hallen:
Der Feind ist in das Reich gefallen!

Weil Churfürst Friedrich deutsches Land
Vor Pfaffenlist wollt' schützen,
Ergrimmten an der Tiber Strand
Vor Wuth die rothen Mützen.
Und leider! ist den gift'gen Zungen
Ihr höllisch Rachewerk gelungen.

Sie wiegelten die Fürsten auf,
Den Pfalzgraf zu bekriegen,
Nun möchte gern der wilde Hauf'
Den „Siegreichen" besiegen.
Darob bezeichnet aller Orten
Das Heer Verwüstung, Brand und Morden.

Zertreten lag des Feldes Saat,
Kein Halm war mehr geblieben;
Und Uebermuth und freche That
Ward überall getrieben.
Die wilden Räuber nicht bedachten,
Daß Friedrich's Augen sie bewachten.

Da plötzlich, wie ein Gießbach fällt
Laut donnernd von den Bergen,
So brach herein der tapf're Held,
Zermalmend auf die Schergen,
Und bracht' dem Feind mit einem Schlage
Die fürchterlichste Niederlage.

Wo Friedrich's schönster Siegesstern
So strahlend aufgegangen,
Wohl über hundert edle Herrn
Die wurden da gefangen,
Und Heidelbergs gekrönte Feste
Empfing nun die gefang'nen Gäste.

Doch nicht mit Strenge, ob der Schuld,
Die Feldherrn sind gegrüßet;
Des edlen Herrschers Gnad' und Huld
Reich auf sie niederfließet.
Und freundlich führt man sie zum Mahle
Im königlichen Rittersaale.

Es beugt sich der gewalt'ge Tisch
Wohl unter hundert Speisen:
Geflügel, Wildpret, Fleisch und Fisch,
Die köstlich sind zu preisen.
Doch reicht man, nach des Herrn Gebote,
Den stillen Gästen keine Brode.

Und schüchtern schauen sie umher,
Das Nöth'ge zu empfangen,
Und bitten leis die Diener sehr:
Das Brod doch herzulangen.
Doch Friedrich kennet das Geflüster
Und spricht, das Auge streng und düster:

„Gemach, ihr Herrn! Es wächst kein Brod,
Wenn Ernt' und Mühl' vernichtet;
Der Bauer durch des Krieges Noth
Zu Grunde ist gerichtet.
Ihr selbst habt es euch zuzuschreiben,
Daß nun kein Brod ist aufzutreiben.

D'rum merkt euch künftig dieses Wort:
Wollt ihr als Fürsten leben,
So müßt ihr auch an jedem Ort
Ein fürstlich Beispiel geben.
Unwürdig ist ein thöricht Wüthen,
Und böse Saat trägt gift'ge Blüthen."

V.

Der Liebesgarten.

1465.

Der Friede ist wieder im Lande,
Im freundlichen Neckarthal;
Es ziehen die Heerden am Strande
So fröhlich beim Abendstrahl.

Es rosten die schartigen Waffen,
Es krümmt sich zum Pfluge das Schwert,
Und fleißige Hände erschaffen
Ein Glück, das der Krieg jüngst gestört.

Auch Friedrich kostet den Segen
Des Friedens. Es sehnt sich die Brust,
Und alte Gefühle sich regen
Und lispeln von Liebeslust.

Da ziehet er fröhlich von hinnen
Zum blühenden Augsburg hin,
In Zucht und in Ehren zu minnen
Schön Klara von Dettin.

Schön Klärchen, die Zierde der Frauen,
Er weiß es, sie liebet ihn treu;
Schön Klärchen, so lieblich zu schauen,
Wie duftende Rosen im Mai.

Er führet von Allen die Beste
Wohl hier bei dem fröhlichen Ritt,
Nach Heidelbergs prunkender Feste
Als liebliche Gattin mit.

Wie anders erstrahlt nun das Leben
Dem trefflichen Fürsten. Wie hold,
Wie schön ihm die Stunden entschweben,
Bei reichlichem Minne-Sold.

Wohl folgen sie häufig dem Drange
Der Herzen, und flüchten allein
Hinweg aus dem höfischen Zwange,
Um glücklich im Stillen zu sein.

Wie schön in verschwiegener Laube,
Wie wonnig liebt sich's, wie süß!
Der seligsten Freude zum Raube
Erblühet ein Paradies.

Die Zeiten sind längst schon verrauschet,
Die Liebenden lange nicht mehr,
Und dennoch, wer nächtlich hier lauschet,
Dem tönt ein Geflüster daher.

Dort unten, wo mächtige Linden
Am Fuße des Schloßbergs stehn,
Dort waren die Lauben zu finden,
Der Liebesgarten zu sehn.

Dort flüstert's in heimlicher Weise
Noch manchmal so wunderbar,
So selig, so traulich und leise,
Als kos'te ein liebendes Paar.

VI.

Philipp II.

1549.

Jahrhunderte rauschen im Thatengebrause
Segnend vorüber am pfälzischen Hause,
Und Heidelberg wächst und erstarkt und erblüht.

Die Zeiten sie lassen als wahr sich beweisen,
Was Jetta, die Zaub'rin, begeistert verheißen,
Als, todesumweht, ihr das Herz einst erglüht.

Viel hohe Gestalten durchschreiten die Hallen,
Des Ruhmes nie löschende Strahlen sie fallen
Erleuchtend auf Heidelbergs fürstliches Haus.

Und herrlich erglänzt es im freundlichen Lichte,
Ein lächelndes Schooßkind der deutschen Geschichte,
Und würdige Söhne entsprossen daraus.

Doch siehe, wie plötzlich die Flammen erblassen;
Wen hat wohl der Pförtner herein uns gelassen?
Welch' finsteres Schemen entsteiget der Nacht?

Was deutet dies Heulen, dies Geistesgeflüster?
Wer ist denn der Jüngling so stolz und so düster,
Der selber die Hölle erbeben macht?

Es ist, umgeben vom Fürstengepränge,
Von schmeichelnder Diener glänzender Menge,
Carolus des Fünften eigener Sohn.

Von Friedrich dem Zweiten oft freundlich gebeten,
Hat endlich als Gast er die Burg nun betreten,
Im finsteren Herzen nur bitteren Hohn.

Die stechenden Augen, die bleichenden Wangen,
Sie kennen kein zartes, kein menschlich Verlangen,
Es sprechen die Lippen kein sühnendes Wort.

O! fliehe hinweg aus den fröhlichen Gauen,
Nie werden die Deutschen dir liebend vertrauen,
Es steht auf der Stirne dir — Kindesmord! —

VII.

Der Glockenthurm.

1551.

Zum Meister, den er ehrt und liebt,
Spricht Churfürst Friedrich laut:
„Ihr habt mir schon so manches Werk
Mit seltner Kunst erbaut;
Ich ziehe nun nach Lothringen,
In meiner Schwäg'rin Land,
Und gebe neuen Auftrag euch,
Als meiner Freundschaft Pfand.

Ihr möget mir den alten Thurm
Mit neuer Pracht erbau'n,
So wie er hier nach eurem Plan
Achteckig ist zu schau'n.
Und hängt mir eine Glocke drein,
Von gutem Erze schwer,
Die will ich dann dem Heiland weih'n,
Wenn ich zur Heimath kehr."

Und als er dieses Wort gesagt,
Zog Churfürst Friedrich aus,
Und blieb gar lange, lange Zeit
Im fremden Lande d'raus.

Doch endlich zog es mit Gewalt
Ihn zu der Heimath Glück,
Ihn zu der Väter Aufenthalt,
Zu seinem Schloß zurück.

Es war just am Frohnleichnamstag,
Als er beim Abendstrahl
Mit seinem glänzenden Gefolg
Bog in das Neckarthal.
Wie freundlich grüßte Heidelberg
Den lieben Vater sein,
Wie blickt der neue „Glockenthurm"
So stolz in's Land hinein.

Und summend preist der Glocke Ton
Die Heimkehr ihres Herrn,
Wie schallte sie an diesem Tag
Zum erstenmal so gern.
Und Friedrich schlug entzückt an's Herz;
Sprach auch sein Mund kein Wort,
Riß doch das frohe Wiedersehn
Zu heißem Dank ihn fort.

Dem Meister ward ein reicher Lohn
Und seines Herren Gunst,
Und manche Zierde dankt das Schloß
Noch seiner hohen Kunst. —

Noch raget stolz in schöner Form,
Trotz Zeitenstrom und Sturm,
Hoch über der Ruinen Haupt
Der alte „Glockenthurm".

VIII.

Heinrich von Valois, Herzog von Anjou.

1573.

„Staubwolken fliegen auf! — Ha! — Reiter groß an Zahl —
Sie sprengen lustig her durch's ferne Neckarthal. —
Das blitzt und funkelt ja, daß mir die Augen brennen! —
Jetzt rollt das Banner auf — jetzt kann ich sie erkennen —
Es sind Franzosen, Herr! — doch sicher nicht zum Streite
Erscheinen sie vor euch, sie führen Festgeleite."
Also vom Thurme hoch der Wächter eifrig schreit.
Der fromme Friedrich hört's und spricht: „Ich bin bereit,
Sie freundlich zu empfahn. Der Gast ist mir bekannt:
Heinrich von Valois ist's, der jetzt nach Polenland
Mit seinen Mannen zieht, die Krone zu empfangen.
Ihn treibt zu uns, glaubt mir, nicht eigenes Verlangen;
Er trauet sicherlich uns Hugenotten nicht,
Doch macht's sein Bruder ihm, der König, wohl zur Pflicht,
Damit kein Unbill er im fremden Land erfahre,
Und sich der Deutschen Gunst im Voraus schon bewahre.

Er komme nur getrost und ziehe friedlich ein!
Zwar werden wir ihm hier ein strenger Mahner sein,
Doch dinget man bei uns nicht blutbegier'ge Horden,
Den Andersdenkenden im Schlafe zu ermorden."

Der Churfürst spricht's mit Ernst, ertheilet die Befehle,
Und zieht sich dann zurück in seines Schlosses Säle.

Indessen war die Schaar der Franken angekommen
Und hat auf flinkem Roß den Burgweg bald erklommen.
Welch' zierlich-prächt'ger Trupp; wie blitzen die Gewande
Von Gold und Edelstein. Was selbst die fernsten Lande
An auserles'nem Schmuck, an einzig schönen Gaben,
An Farbenpracht und Werth nur darzubieten haben,
Dies Alles sieht man hier in lieblichem Verein.
Der Perle reinen Glanz, des Demants Wunderschein,
Des Tigers scheckig Fell, des Hermelines Pelz,
Den Perlenmutter auch in seinem Farbenschmelz,
Vom Reiher und vom Strauß die reiche Federpracht
Von Helm und Harnisch dir mit Lust entgegen lacht.
Doch prangt vor Allen wohl im ganzen Reitertroß
Heinrich von Valois auf seinem Berberroß.
Hoch sieht man ihn empor aus ihrer Mitte ragen;
Stolz wieget sich das Haupt, bestimmt die Kron' zu tragen.

Jetzt ist das Thor erreicht, es öffnet weit die Flügel,
Der Herzog sprengt herein, schwingt rasch sich aus dem Bügel —
Wirft Peitsch' und Zügel weg — Doch wie? — was soll das sein?
Er findet sich erstaunt im weiten Hof allein.

Kein Diener ist zu sehn von nahe noch von fern.
Welch' schmählicher Willkomm solch' königlichem Herrn!
Mit unterdrücktem Zorn, mit wuthgebleichten Wangen
Wird endlich an der Thür der stolze Gast empfangen.
Zwei deutsche Edelleut', gepanzert ganz in Stahl,
Die führen schweigend ihn bis zu dem Kaisersaal.
Da öffnet plötzlich sich die zwiegespaltne Pforte —
Der Herzog steht erblaßt — ihm fehlen Sprach' und Worte.
Er schaut entsetzt sich um, welch' eine Schreckenstunde —
Denn dicht gedrängt um sich erblickt er in der Runde
Nur Hugenotten, die, der Mordnacht jüngst entfloh'n,
Hier Schutz und Schirm gesucht an Churfürst Friedrich's Thron.
Und ihm entgegenblickt, hoch von des Saales Wand,
Coligny wie er stirbt, gemalt von Meisterhand:
Von der Begeistrung Strahl die Züge übergossen,
Erblaßt der alte Held durch Valois Mordgenossen. —

Noch starrt der Herzog stumm hin nach dem grausen Bild,
Da grüßt der Churfürst ihn mit Worten sanft und mild,
Und wünscht ihm alles Glück zu seiner neuen Krone,
Und friedlich Regiment auf Polens schönem Throne.
D'rauf muß der Frankenfürst manch strenges Wort noch hören:
Von jenem schändlichen, blutdürstigen Verschwören
Der unglückseligen Bartholomäusnacht,
Die blinder, wilder Haß unchristlich angefacht;
Von Frankreichs Hinterlist und oft gebrochner Treue,
Und daß der Hof sich nicht des frechsten Lasters scheue.
So spricht der deutsche Fürst mit Würde und mit Ruh'
Dem stolzen fränk'schen Gast an seinem Hofe zu.

Dann läßt er königlich und reich bewirthen ihn,
Doch mundet's Valois nicht, er sehnt sich fort zu ziehn.
Von Heidelberg hinab, dem schönen Felsenschloß,
Eilt schweigend und beschämt alsbald der fremde Troß.
Es blitzet Gold und Stein vom Harnische dem blanken,
Es weht der Federn Schmuck im Wind mit stolzem Schwanken,
Doch hört der Pförtner noch den Herzog Anjou schwören:
Von nun an soll kein Gott ihn jemals mehr bethören,
Selbst in der größten Noth, bei solchen deutschen Bären —
Noch gar auf Heidelberg — je wieder einzukehren! —

IX.

Der Winterkönig.

1632.

Hörst du das Wimmern durch Nacht und durch Sturm?
Hörst du das Klagen in Mauern und Thurm?
Es ist der Winterkönig!
Nicht findet er Ruh' in des Grabes Nacht,
Allmitternächtlich der Geist erwacht
Vom armen Winterkönig.

Stöhnend die Burg seiner Ahnen umschwebt,
Wo er vor Zeiten so glücklich gelebt,
Der arme Winterkönig.
„Wohl Vieles, das hier ich vollbracht und gebaut,
Hat nimmer mein sterbendes Auge geschaut.
Ich armer, armer König!

Ehrsuchtgeblendet streckt' ich die Hand
Gierig nach Böhmens Krone und Land,
Und ward zur Straf' sein König.
Das hämische Schicksal es blieb mir nicht treu,
Nur kurz war die Lust und so lange die Reu!
Ich armer, armer König!

Nichts ist geblieben von Reich und von Kron',
Nackt und verfolget ward Spott noch der Lohn
Dem armen Winterkönig.
Und fern von der Väter geheiligtem Haus
Haucht' gramgebrochen die Seele ich aus,
Ich armer, armer König!" —

X.

Die Ahnung.

1655.

Warum so trüb, gestrenger Herr?
Warum denn so allein?
Ihr schaut ja in das Abendroth,
Und nicht in's Grab hinein! —
„Ich schaue in das Abendroth,
Mir däucht's ein See von Blut;
Mir däucht's ein weites Flammenmeer
In seiner dunklen Gluth.

Und seht nur, wie es gierig sich
An meine Burgen legt,
Und aus den Fenstern, aus den Höh'n
Mit Purpurzungen schlägt!" —
Herr Pfalzgraf, ei! — was fehlet euch!
So sah ich euch noch nie;
Welch tolle Bilder malet doch
Erhitzte Phantasie.

„Nicht Phantasie, mein Burgvogt, nein!
Ich fühl's im Herzen tief,
Zur Wahrheit wird das Unglückswort,
Das jene Stimme rief."

Mein edler Herr — Gott schütze euch! —
Ich kann euch nicht verstehn.
Sprecht ihr von böser Ahnung denn?
Habt Geister ihr gesehn?

„Komm Alter, setze dich dorthin
Und höre schweigend zu: —
Schloß Heidelberg steht nicht mehr lang! — —
Warum erblassest du?
Hat dich mein Wort so tief erschreckt,
Daß du gleich so zerstört?
Ach! wenn dann erst dein armes Ohr
Die Stimme hätt' gehört!

Ich saß in meinem Speisesaal
Und aß, wie stets allein,
Da tönt der mitternächt'ge Schlag
Durch's Fenster dumpf herein.
Und wie der letzte Schlag erstirbt,
Da wird so bang es mir,
Und eine Stimme, hohl und tief
Ruft: „Wehe Pfalz! Weh' dir!"

Ich hab' in mancher heißen Schlacht
Den Tod schon angeschaut,
Es hat mir nie vor seiner Macht,
Vor seinem Ruf gegraut.
Doch dieser Stimme Grabeston,
Die dreimal ich gehört,

Sie hat den Muth, hat meine Kraft,
Hat all mein Mark verzehrt.

Es drang der Ruf aus jener Welt
Mir tief in's Herz hinein.
Bald wird die schöne, stolze Burg
Ein Trümmerhaufen sein!" —
Der Pfalzgraf sprach's und schlich davon,
Das Herz ward ihm zu schwer;
Das Leben war ihm todt und kalt,
Er lächelte nie mehr.

XI.

Der Blitz.

1764.

Geendet ist der Streit,
Des Krieges Furie schweiget,
Aus Schutt und Asche steiget,
In junger Herrlichkeit,
Begrüßt durch Jubellieder,
Der Phönix Friede nieder.

Was mit Barbaren=Wuth,
Der Schande unbekümmert,
Auch Frankreichs Haß zertrümmert,
Strebt nun mit neuem Muth,
In Deutschlands schönsten Gauen,
Der Deutsche aufzubauen.

So, aus dem Schutt empor,
Ist in den Pfälzer Landen
Auch Heidelberg erstanden.
Es will Karl Theodor
Dort alten Glanz entfalten,
Noch heut den Einzug halten.

Der Tag ist drückend schwül;
Kein Lüftchen will sich regen,
Kein Blättchen sich bewegen.
Ein ängstliches Gefühl,
Ein wunderbares Bangen,
Hält Mensch und Thier umfangen.

Da kommt in finst'rer Pracht
Am fernen Himmelsbogen
Allmählig hergezogen
Die dichte Wolkennacht,
Auf ihren schwarzen Schwingen
Verderben herzubringen.

Wie düster liegt das Schloß —
Gleich einem ries'gen Drachen,
Den Thalgrund zu bewachen, —
Der Finsterniß im Schooß.
Wie ragen seine hohen
Thürme mit stolzem Drohen.

Jetzt bricht das Wetter aus,
Und wie aus Höllenrachen
Ertönt des Donners Krachen,
Der Stürme wild Gebraus.'

O Wehe! — welch' ein Schlag!
Welch' Feuermeer! — Es zischet
Rasch Blitz auf Blitz und mischet
Die Nacht mit lichtem Tag.

Hört ihr? es heulet Sturm!
Es steht das Schloß in Flammen!
Schon stürzt es dort zusammen
Nah' bei dem Glockenthurm.

Wie wild der Sturmwind schnaubt,
Und aller Hülf' zum Hohne
Drückt er die Flammen=Krone
Der stolzen Burg auf's Haupt.

Es ist um sie geschehn! —
Die Zinnen sind gefallen,

Verödet stehn die Hallen,
Gepeitscht vom Windeswehn.

Du trotztest kühn der Zeit
Gefräß'gem Ungeheuer,
Nun hat des Himmels Feuer
Zerstört die Herrlichkeit.

Träum' sanft. In Todesnacht
Bist selbst du noch erhaben!
Laß sich die Nachwelt laben
An deiner alten Pracht.

XII.

Das Erwachen.

Ich fuhr empor aus wildem Traum.
Fern an des Horizontes Saum
Dehnt sich ein falbes Licht.
In seinem matten Dämmerschein
Lag schweigend vor mir und allein
Die alte, feste Burg.
War es ihr Geist, der mir dies Lied gesungen?
Die dumpfen Töne sind verklungen,
Doch ihren Sinn hab' ich mir fest bewahrt.

Es ist des Menschen vielbewegtes Leben
Ein ewig Ringen und ein ewig Streben
Nach göttlicher Vollkommenheit.
Was ird'sche Kraft gebäret und erzeugt,
Ist unter das Gesetz der Zeit gebeugt,
Und muß vergehen, wie es einst erstanden.
Staub wird zu Staub, der Geist nur dringt zum Lichte,
Dies ist die ew'ge Lehr' der Weltgeschichte,
Dies ist der Trost, wenn Alles um uns sinkt. —
Ich seh' die Sonne freundlich sich erheben,
In ihrem Strahl sich eine Welt beleben,
Zu schönerer Erkenntniß schon gereift.
Die Zeiten roher Kräfte sind verschwunden,
Ein süß'res Band hält nun die Welt umwunden,
Es ist das Band der höheren Kultur.
So raget denn empor, ehrwürdige Ruinen,
In welchen mir so ernster Traum erschienen,
Und mahnt uns an des Daseins Geist und Werth.
Und wenn auch uns, wie euch, die Zeit wird beugen,
So mag auch uns die Nachwelt einst bezeugen:
Die ird'sche Hülle, jetzt der Winde Spiel,
Sie barg des Edlen und des Großen viel.

Toussaint l'Ouvertüre *).

Es heulen die nächtlichen Stürme
Mit niegehörter Macht,
Und rütteln die Zinnen und Thürme,
Daß Fug' und Angel kracht;
Und zerren die mächtige Flagge,
Der Burg geweihte Zier,
Und Geister halten die Wache
Um Mitternacht bei ihr.

Es fliegen die Wolken so schnelle,
Und bergen Mondeslicht,
Das schwankend, mit wechselnder Helle,
Durch ihre Trümmer bricht.
Dann tauchet auf finsterem Grunde
Ein steiler Felsen auf,
Und weit in die schweigende Runde
Blickt eine Feste d'rauf.

---

*) Toussaint, jener edle Schwarze, berühmt durch seinen Antheil an der **1791** begonnenen Freimachung Haiti's; ein zweiter Spartacus, schwang er sich vom Sklaven bis zum General und Gouvernementslieutenant empor und starb **1803** auf Napoleon's Befehl.

Wie mag es so grausig da droben
In stiller Nacht jetzt sein,
Von drohenden Stürmen umschnoben,
So einsam und allein.
„Wie mag der Gefang'ne wohl heißen,
Der auf dem Schlosse Jour,
Geschmiedet in Ketten und Eisen,
Erfleht die ew'ge Ruh?"

„O fraget mich nicht nach dem Armen,
Den Frankreich dort bewacht,
Den fühllos und ohne Erbarmen
Man in den Kerker bracht'.
Ich darf ja die Eide nicht brechen,
Die ich dem Kaiser schwur;
Doch hört ihr ihn selber wohl sprechen,
Folgt ihr zur Höhe nur."

Und als wir die Höhe erklommen,
Nun saßen auf kaltem Stein,
Da sah'n einen Neger wir kommen
An's Fenster, eng und klein.
Er rüttelte wohl an dem festen
Gegitter seiner Wand,
Und streckte bewegt nach dem Westen,
Wie segnend seine Hand.

„So soll ich denn nie mehr dich sehen,
Mein theures Vaterland!

Dein schönster Stern wird erstehen,
Wenn meiner längst verschwand!
Wie zieht es nach dir mich hinüber,
Haiti, Paradies!
Wie wehet Erinn'rung herüber,
So liebend und so süß.

In drückendem Elend erzogen,
In harter Sklaverei,
Hab' früh ich die Ketten gebrochen
Mit kühnem Muth entzwei.
Wir waren der Weißen Knechte,
Ein Spielzeug ihrer Hand;
Nun finden der Menschheit Rechte
Bei uns ihr Vaterland.

Und weil ich das Schwert nun geschwungen
Zu meiner Brüder Heil,
Des Volkes Liebe errungen,
Ward mir dies Loos zu Theil! —
Wie könnte ein Kaiser auch dulden
Ein Volk, das stark und frei;
D'rum däucht ihm ein schweres Verschulden
Der Haß der Tyrannei.

O täusche dich nimmer im Wahne:
Du hättest Gottes Macht!
Des stolzesten Sterblichen Plane
Hat oft er zunichte gemacht.

Und muß ich im Kerker vergehen,
Wie mancher edle Mann,
Die Freiheit wird dennoch erstehen,
Ihr Morgen bricht heran!"

Er rief es mit mächtiger Stimme
Laut in den Sturm hinein,
Der mit ihm, in heiligem Grimme,
Selbst schien erzürnt zu sein. —
Es waren die letzten Worte,
Die Toussaint sterbend sprach,
Da Gift — o Fluch dem Morde! —
Die edle Seele brach.

Der Regent*).

Wer sitzt dort beim Feuer in nächtlicher Stille
Und stützet das sinnende Haupt auf die Hand? —

---

*) Ein aus den Minen von Partial in Ostindien (20 Meilen von Mazulipatan) kommender Diamant. Er beträgt $136^{1}/_{4}\ ^{4}/_{6}$ Karat an Gewicht, ist **14** Linien lang, $13^{1}/_{4}$ Linien breit und $9^{1}/_{3}$ Linien dick, und hat den Werth von fünf Millionen Livres.

„Der Furchtbare ist es, deß mächtiger Wille
Gebot einst vom Nil bis zum Moskawa-Strand!“
Es schweifet sein Blick auf den dunkelen Fluren,
Die weithin das schlafende Leipzig umfahn;
Er forschet umsonst ob den blutigen Spuren,
Woher ihm so plötzlich das Unglück möcht' nah'n.
Da schüret der Sturm mit erneueter Wuth
Zur prasselnden Flamme die düstere Gluth.

Und staunend erblickte der Schlachten-Gebieter
Im flackernden Schein einen würdigen Greis;
Es rauschen behend um die nervigen Glieder
Die Falten des Kleides in schimmerndem Weiß.
Es ruht ihm im Arme des Sängers Vertraute,
Die goldene Harfe, vom Lorbeer umlaubt.
Ihm haben die Zeiten, wie lang er ergraute,
Der silbernen Locken nur wen'ge geraubt.
Sein würdiges Haupt und sein bittender Blick
Sie drängen des Staunenden Zornwort zurück.

„Erlaubt mir,“ beginnt er, indem er sich beuget,
„Erhabener Kaiser, nur einen Gesang;
Daß rasch er die düsteren Falten verscheuchet,
Die kommende Sonne, sie zögert noch lang!“ —
Dem nickte der Herrscher. Es klangen die Saiten,
Es brauste der Sturmwind, es flammte die Gluth.
Und ringsumher scheinen die träumenden Haiden
Geröthet von menschenvergossenem Blut.

Und lauter und lauter, mit mächtigem Klang,
Ertönte des Barden begeisterter Sang:

Im Strahl der Sonne spielen
Geschöpfe mancher Art;
Doch birgt der Erde Tiefe
Auch Wesen fein und zart.

Hier glänzt in dunkler Höhle
Des Goldes sanfter Schein;
Es schmückt die weiten Hallen
Krystall und Edelstein.

Es ruh'n auf mächt'gen Säulen
Paläste sonder Zahl;
Sie sind von luft'gen Wesen
Bewohnet allzumal.

Es leben hier die Nymphen
Der Quellen warm und kalt;
Sie geben gar geschäftig
Dem Wasser Heilgewalt.

Wo uns der Reichthum blühet,
In Wald und Feld und Flur,
Da zeiget sich ja täglich
Der sanften Wesen Spur.

Dort wohnen auch die Gnomen,
Die schmieden zart und fein,
Von Gold und reinem Silber,
Manch' Spielwerk nett und klein.

Sie wirken hier und schaffen,
Und bilden selbst ein Reich;
Auch liebt und haßt ihr Busen,
Den Menschenkindern gleich.

So, in Ostindiens Bergen,
Lebt' einst ein König: Knuh,
Der sucht in tiefen Schluchten
Des bangen Herzens Ruh!

Ihm war sein Weib entführet;
Er sucht' und fand sie nicht;
D'rob thronte stiller Kummer
Auf seinem Angesicht.

Und fiel ein Thränchen nieder,
Ward's baß zu hartem Stein,
Doch glänzt es selbst im Dunkel
In einem Demantschein.

So hat er lang geweinet,
In seiner stillen Kluft, —
Da drang, mit kalten Strömen,
Zu ihm des Tages Luft.

„Wer hat mein Haus geöffnet?“
Rief er, von Schrecken fahl;
„Wer steigt zu mir hernieder,
Zu spotten meiner Qual?“

Da kamen rauhe Menschen,
Und rissen voller Gier
Rings von den dunklen Wänden
Der bunten Steine Zier.

Sie pochten laut und gruben,
Und suchten hier und dort,
Und Alles, was sie fanden,
Das trugen keck sie fort.

D'rob grämte sich der König.
Aus seinen Augen schlich
Ein Strom von heißen Zähren:
„Warum verscheucht ihr mich?

Habt ihr im Reich des Tages
Der Güter nicht so viel,
Daß ihr aus Geiz und Habsucht
Mir raubt mein einzig Spiel?“

Und als er so gesprochen,
Da wird in seiner Hand,
Aus aufgefang'nen Thränen,
Ein prächt'ger Diamant.

Er rief: „Sei du mein Rächer,
Es soll dein heller Schein
Für den, der dich besitzet,
Stets Fluch und Unheil sein!“

Er floh zur tiefsten Tiefe;
Man folgte seiner Spur,
Doch fand man nie den König —
Die hellen Thränen nur. — — —

Noch rauschten der Harfe melodische Klagen,
Als längst sich geschlossen der warnende Mund.
Die schwärzlichen Wolken, vom Nordwind getragen,
Sie machten noch immer den Morgen nicht kund.
Da winkte der Herrscher, es klangen die Saiten,
Es heulte der Sturmwind, es flammte die Gluth,
Und ringsumher scheinen die schlafenden Haiden
Geröthet von menschenvergossenem Blut.
Und wieder ertönte, mit mächtigem Klang,
Des nächtlichen Barden begeisterter Sang:

Ein Sklave weilt in tiefer Kluft,
Er athmet schwer die dicke Luft,
Und sucht die Schätze blank und werth,
Die seinem Herren sind bescheert.

Da blinkt ihm, schier wie Sonnenschein,
Ein wundervoller Demantstein.

„Ach!“ seufzt er tief, „du schöner Stein,
Du könntest mein Erretter sein!“ —

Doch hält das Mißtraun seines Herrn
Vom Sklaven alle Kleidung fern.
Vergeblich wäre sein Bemühn,
Den Späheraugen zu entfliehn.

Noch zürnt er trauernd dem Geschick,
Da heitert plötzlich sich sein Blick.
Er schneidet in die Seit' gewandt
Sich eine Wund' mit eig'ner Hand.

D'rauf senket er in's blut'ge Grab
Den unheilvollen Stein hinab.
So bringt des kecken Sklaven Trug
Zum Tageslicht des Königs Fluch.

Als nun die stille Nacht sich neigt,
Der Sklave mit dem Stein entweicht,
Und findet bald, im nahen Port,
Den Freund an dem bestimmten Ort.

Der kaufet rasch, für wenig Geld,
Den schönen Schmuck der Unterwelt.
„Wohl führ' ich dich — hier meine Hand! —
Auch sicher in dein Vaterland.“

O! hätt' er nimmer ihm getraut! —
Denn siehe, eh' der Morgen graut,
Verletzt der Schiffer frech sein Wort,
Und wirft den Sklaven über Bord.

Des Meeres Wogen schließen sich,
Du Unglücksel'ger, über dich.
Was war's nun, was der Stein dir gab? —
Nach tiefem Schmerz — ein nasses Grab!

Auch dich, Verräther, traf der Fluch,
Bekamest du auch Gold genug;
Denn was du auch erlöset hast,
Ist schnell verschwendet, bald verpraßt.

Und in dem Innern reget sich
Ein Richter, streng und fürchterlich;
Es tönet hier, es tönet dort,
Bei Tag und Nacht ein furchtbar: „Mord!"

So treibt es ihn zum Felsenhang,
Hier schaut er in die Fluth so bang.
Es zog ihn mit dämon'scher Macht
Hinunter in des Todes Nacht.

Des Meeres Wogen schlossen sich,
Du Unglücksel'ger, über dich.
Was war's nun, was der Stein dir gab? —
Nach kurzer Lust — ein nasses Grab. —

Die Rache hat den Stein gemacht,
Die Habsucht ihn zur Welt gebracht,
Der Ehrgeiz schwingt in mächt'ger Hand
Den Stein nun über Meer und Land!

Er traf an manchem heißen Tag
Manch' armes Volk mit hartem Schlag.
Er hat den größten Mann verblendt,
Daß er die wahre Größ' verkennt.

Bei Jena, Friedland, Eilau bracht'
Er blut'ge Siege seiner Macht.
Bei Moskau strahlt er blutig roth! —
Bei Leipzig Fluch! — Helena Tod! —

Noch rauschten der Harfe unheimliche Klagen,
Als längst schon verstummet der warnende Mund.
Die röthlichen Wolken, vom Sturmwind getragen,
Sie machten in Osten den Morgen jetzt kund! —
Die Gluth war erloschen, kein Barde zu sehen,
Wohin auch das Auge des Kaisers nur irrt.
Und als er verdrießlich von dannen will gehen,
Da stehet er plötzlich und starret verwirrt:
Denn tückisch erstrahlet in röthlichem Schein,
Vom Schwertknopf des Kaisers, der gräßliche Stein.

Der Kaisersaal

im Römer zu Frankfurt am Main.

Phantasiebild.

'S war eine kalte Winternacht,
Die ich studirend zugebracht.
Die Stürme schüttelten mit Wuth
Die Fenster. Des Ofens Gluth
Mußt' längst erloschen sein,
Und von der kahlen Wand
Fiel matt der Lampe Schein
Auf jenen Foliant,
Vor dem ich schweigend saß,
Und eifrig diese Stelle las:
„...... So starb in Aachen, seiner lieben Stadt,
Der alte Held. Wie er gelebt einst hat,
Gewirket und regiert, so haben
Den mächt'gen Kaiser sie begraben.
Da saß denn noch im Tod auf seinem gold'nen Throne,
In vollem Kaiserschmuck, mit Pilgertasch und Krone,
Das Evangelienbuch auf seinem Schooße,
So still und ernst und schweigend Karl der Große.
Ein voll Jahrtausend ist auf wilden Wogen
An seiner Gruft indeß vorbeigezogen,
In Staub zerfiel der Herrscher,

Es welkt der Lorbeerzweig,
Und donnernd stürzt in Trümmer
Sein schönes, großes Reich.“
— So stand es da im alten Buch geschrieben.
Ich sprang empor, vom bösen Geist getrieben —
War es doch heute grad' sein Todestag! —
Hin flog das Werk, das vor mir lag,
In meiner Seele wildem, finsterm Braus,
Und schmerzlich rief ich, tief ergriffen, aus:
„In Staub zerfiel der Herrscher,
Es welkt der Lorbeerzweig,
Und donnernd stürzt in Trümmer
Das schöne, deutsche Reich!“
Mir ward's zu eng, zu bang in meinem Zimmer,
Ich riß das Fenster auf, um aus der Sterne Schimmer
Die Ruhe mir herabzuholen,
Die jene Worte mir gestohlen. —
Die Nacht war rauh und kalt, die Welt in Schnee begraben;
Der wilde Nordwind schnaubt,
Die glüh'nde Stirn zu laben,
Mir eisig um das Haupt.
„Hinaus! Hinaus!“ So rief die inn're Stimme,
„Und trotz' verwegen nur dem Grimme
Der Elemente. Ich grüße sie mit Lust,
Ihr Aufruhr paßt zum Kampf in meiner Brust!“
Und kaum hatt' ich dies ausgerufen,
Als ich die finstern, engen Stufen
Auch schon hinunterflog.
Mit langem Schlürfen sog

Ich ein die kalte, frische Luft;
Da ward's im Herz mir wohl und weit.
Lag doch vor mir,
Im Schooße der Unendlichkeit,
Die Welt in ihrem Sternenkleid!
Und langsam schritt ich, mit bewegtem Sinn,
Durch Frankfurts lange, leere Straßen hin.
Ihr Leben war erstorben;
Des Handels flach Getriebe, des Tages Lärmen,
Das Rennen, Fahren, Rufen, Schwärmen,
Es war gewichen einem tiefen Schweigen. — —
Wie Mumien braun, und bleich wie Leichen,
So starrten mich auf meiner nächt'gen Bahn
Die alten, finstern Häuser an,
Und neigten ihre Giebel leise,
Und flüsterten auf Geisterweise
Zusammen mit Vertraulichkeit
Von einer fernen, schönern Zeit.
Der Römer nur, das alte Kaiserhaus,
Sah unbeweglich in die Nacht hinaus.
Er dachte wohl mit stummer Klage
An jene schönen, stolzen Tage
Des Reichs und seiner Herrlichkeit;
Und daß der Kaiser hier geweiht,
Und hier gekrönt und hier gehauset in den Hallen,
Und daß kein Kaiser mehr und daß das Reich zerfallen.
Und als ich in Gedanken so verloren
Hinstarrte nach des Römers nackten Mauern,
Da summt es wunderbar in meinen Ohren,

Da weht es um mich her mit kalten Schauern.
Und staunend höre ich ein fernes Brausen,
Wie Wellenschlag am Meeresstrand,
Und dunkle Schatten durch die Lüfte sausen,
Entsteigend jenem unbekannten Land.
Es schallte Röcheln ringsumher und Wimmern
Wie Sterbgetöne durch die Luft,
Und blaue Flammen stiegen auf in mattem Flimmern,
Umwehet von der Gräber Duft.
Da schlägt es zwölf. Und mit dem letzten Schlage
Fühl ich den Boden unter mir erbeben,
Und laut und schneidend tönt die Klage,
Und immer mehr Gestalten schweben
Empor aus düstrem Grabesrachen.
Des Römers Pforten springen auf mit lautem Krachen,
Nach ihnen hin stürzt sich in wilden Fluthen,
Wie böse Geister in der Hölle Gluthen,
Der ganze Hauf.
Es faßt mich an so todeskalt,
Es reißt mich fort mit Sturmgewalt,
Und schleudert mich in dem Gedränge
Hin in des Römers alte Gänge,
Und zieht und zerrt, bis ich mit einemmale
Mich wiederfinde in dem Kaisersaale. —
Da fasset mich ein namenloses Grauen,
Kaum wag' ich meinem Aug' zu trauen;
Ich blicke bang und zitternd um mich her.
Der Saal ist still und öd und leer,
Doch flammt durch ihn ein falbes Licht,

Das durch die hohen Bogenfenster bricht.
Und durch die offne Thür' seh ich die Menge
Des Geistervolks. Aus dem Gedränge
Auf Trepp' und Corridor,
Ragt der Trabanten Schaar hervor.
Gekleidet in die alte Tracht,
Blinkt gräßlich durch die Nacht
Ihr weißer Schädel. Die dürre Knochenhand
Der Hellebarde Stiel umspannt.
So stehen schweigend ihre Schaaren,
Des Saales Eingang zu bewahren.
Hier aber blicken aus den Nischen
Der hohen Wände ringsherum
Die Kaiserbilder starr und stumm.
Hoch ragen sie im Festornate,
In Lebensgröße, im Krönungsstaate;
Die Züge starr, das Antlitz bleich,
Die alten Herrscher im deutschen Reich.
Und donnernd öffnet sich der Boden,
Und langsam aus dem Reich der Todten
Erhebt sich, sitzend auf goldnem Throne,
Im vollen Kaiserschmuck, mit Pilgertasch und Krone,
Das Evangelienbuch auf seinem Schooße,
Des Reiches Stifter: Karl der Große.
Und als die Nebel um ihn her zerflossen,
Sich unter ihm die Tiefe nun geschlossen,
Da blickt er ernst und schweigend in die Runde,
Und hohl und furchtbar tönt's aus seinem Munde:
„Ihr Herrscher Deutschlands, gebt mir jetzo Kunde:

Wo ist das Reich, das ich euch gab zum Pfand,
Wo ist mein großes, deutsches Vaterland?"
Und wie die Worte nun, von Donnerton getragen,
Mit hohlen Klängen an die Wände schlagen,
Sieh, — da erfaßt die todten Bilder Beben,
Durch ihre Glieder rinnt ein leises Leben,
Ein düstres Licht erglühet in den Augen,
Sie regen sich, aus ihren Rahmen tauchen
Sie mählig mehr und mehr hervor, und bald
Gewinnen sie der Lebenden Gestalt.
Und langsam steigen sie hernieder,
Die Sachsen, und des sal'schen Hauses Glieder,
Die Hohenstaufen auch, die Großen,
Und alle die, die in der Vorzeit Tagen
Die Kaiserkrone einst getragen,
Sie reihen schweigend, ernst und leise
Um Karl den Großen sich in weitem Kreise.
Viel edle Männer stellen sich ihm dar:
Heinrich der Vogler, der des Bürgerstandes Schöpfer war.
Auch Barbarossa ist in dieser Nacht,
Im Schooße des Kyffhäusers, vom langen Schlaf erwacht.
Er schüttelte das Haar, daß weit die Berge dröhnen,
Er möchte gern den Zorn des großen Karl versöhnen,
Doch findet er kein Wort zu seinem Trost zu sagen,
Thut doch derselbe Wurm an seinem Herzen nagen.
Friedrich der Zweite, der edle Hohenstaufe,
Er hemmet nicht die Thrän' in ihrem bittern Laufe,
Sie rollt ihm in den Bart, den buschigen, und sagt:
Wie sehr sein deutsches Herz des Reiches Fall beklagt.

Aus Speier selbst, aus königlicher Gruft,
Des alten Kaisers Wort die müden Herrscher ruft.
Von Habsburg angeführt, erscheinen sie zu acht,
In ihrem alten Schmuck, in ihrer Fürstentracht.
Ludwig der Baier auch, der Papstes Macht gebrochen,
Erscheint. Aus seines Herzens Pochen,
Aus seiner finstern Stirne kann man lesen,
Daß er im Grabe selbst vom Kummer nicht genesen,
Er wendet sich mit Blicken verächtlich, stolz und wild
Von dem getrübten Wappenschild,
Der jetzt, ihm selbst zum Hohne,
Dem Papst verliehen ist zum Spiel und Frohne.
Und als die Kaiser nun stehn schweigend in der Runde,
Da tönt es wiederholt aus Karl des Großen Munde:
„Ihr Herrscher Deutschlands, gebt mir jetzo Kunde:
Wo ist das Reich, das ich euch gab zum Pfand,
Wo ist mein großes, deutsches Vaterland?"
Und Alles schweigt, vor Bangen bleich und fahl,
Und Todtenstille herrscht im weiten Saal,
Und keiner will dem alten Kaiser künden,
Daß Reich und Krone längst nicht mehr zu finden. —
Da wälzt sich plötzlich aus dem Hintergrunde
Ein scheußlich Ungethüm. Dem Höllenschlunde
Scheint es entflohn. Es speit das Ungeheuer
Aus hundert Köpfen Schwefelfeuer;
An hundert Tatzen sind die scharfen Klauen,
Von Blute triefend, gräßlich zu erschauen.
Auf jedem Haupte blitzen wie zum Hohne
Die Trümmer einer Krone.

Und wüthend, gleich der hungrigen Hyäne,
Zerreißen es des eignen Rachens Zähne,
Und zu Karolus spricht's mit höll'schem Triumphiren:
„Ich will dir sagen, wo dein Reich geblieben,
Ich hab' in seinem Schooß mein Leben lang getrieben.
Erzogen und genährt von jenen Allen,
Sind sie zumeist durch meine Macht gefallen.
Des Reiches Herzblut hab' ich ausgesogen,
Daß es durch mich um seine Macht betrogen;
Bis ich zuletzt von der Geschichte Thron
Herniederriß die deutsche Nation.
Im Staube zucken nun des stolzen Reiches Glieder,
Und nie erhebt es aus dem Staub sich wieder,
So lang es sich in seinem Schlafe wiegt,
So lang es mich, die Zwietracht, nicht besiegt.“
Dies hörend hebt sich wüthend Karl der Große,
Er zuckt das mächt'ge Schwert,
Doch selbst von seinem Stoße
Bleibt zauberhaft die Zwietracht unversehrt.
Und höhnend schwindet unter frechem Lachen
In Nebel hin der giftgeschwellte Drachen. —
Und zürnend wendet Karl sich nun zum Herrscherkreise,
Und ruft: „Versuchen wir die Rettung nun
Noch auf die letzte Weise.
Zu mir! laßt eure Stimmen laut ertönen:
Die Väter rufen ihren Söhnen,
Wacht auf! — Es muß die Zwietracht sterben,
Wollt ihr nicht selbst in eurem Wahn verderben.
Wach auf! und schwör' ihr blut'ge Rache,

Wach auf, mein deutsches Volk, erwache!"
Und donnernd tönen durch die Nacht,
Erdbeben gleich, der Kaiser Worte.
Die Todten zwar sie sind erwacht,
Sie sprengten auf des Grabes Pforte;
Die Lebenden, die hörten nicht,
Die schliefen sanft und weich gebettet,
Die kennen nicht die höhre Pflicht,
Was kümmert die, ob Größ' und Ehr' gerettet?!
Da sprach der Kaiser schmerzzerrissen:
„Ich kenn' mein eigen Volk nicht mehr,
Nichts will ich fürder von ihm wissen.
Komm Grabesduft, weh' um mich her!
In meiner stillen Gruft zu Aachen
Träum' ich von der Vergangenheit,
Dort darf kein böser Dämon wagen,
Zu mahnen mich an diese Zeit
Der Schwäche und Zerrissenheit!" —
Und krachend öffnet jetzt der Boden
Zu Füßen ihm den schwarzen Mund,
Er sinket in das Reich der Todten,
Hinunter in der Erde Schlund.
Und Donner rollen, Blitze zischen,
In Feuer scheint der Saal zu stehn,
Und aus der Wände tiefen Nischen
Die bleichen Kaiser niedersehn. —
Da kräht der Hahn, die Geister schwinden,
Ein wilder Sturmwind braust daher,
Des Morgens erste Strahlen finden

Den Saal der Kaiser still und leer. — —
Ich aber wachte auf mit Beben,
Von einem schweren Traum befreit,
Und sah zum erstenmal im Leben — — —
Mich auf der Straße eingeschneit.

Der Wilddieb.

I.

In der Hütte niederm Raume
Saß die Mutter mit dem Kinde,
Das in unschuldvollem Traume
Lächelte gar sanft und linde.

Wie sie lauschet mit Entzücken
Seinen leisen Athemzügen;
Wie sich in der Mutter Blicken
Spiegelt himmlisches Vergnügen.

Und vom Kinde zu dem Gatten
Schauet jetzt das bleiche Wesen,
Aus der Brauen finstrem Schatten
Will sie seine Stimmung lesen.

Ausgestreckt auf hartem Lager
Liegt er da, der Ruh zu pflegen;
Seine Züge wüst und hager
Starren finster ihr entgegen.

Und er spricht mit mürr'schem Tone:
„Lange mir die Büchs' hernieder,
Will dem Förster baß zum Hohne
Einmal auf den Anstand wieder!“

Doch in ihre Augen treten,
Banger Ahnung voll, die Thränen;
Hat sie ihn doch oft gebeten,
Sich des Wilderns zu entwöhnen.

Und sie fleht so sanft und kindlich,
Von dem Frevel abzustehen;
Doch ihn zieht's unüberwindlich,
Und zum Jagen muß er gehen.

Ob sie auch die Hände ringend
Ihn an Gottes Strafe mahnet,
Ob sie liebend ihn umschlingend,
Ihm entdeckt, was bang sie ahnet:

Stößt er sie doch kalt zurücke:
„Laß mich, Weib, mit deinen Klagen.
Ausgestoßen von dem Glücke,
Ist mir einz'ge Lust zu jagen.

Wenn bei meiner Büchse Knallen,
Zu des Försters Wuth und Schrecken,
Dann die schönsten Thiere fallen,
Die sich in dem Wald verstecken,

Pocht das Herz in Jubelschlägen.
And're sind vom Glück getragen,
Unglück nur hab' ich dagegen.
Drum laß mich mein Heil erjagen!"

Und er langt die Büchs' hernieder,
Hut und Tasche, und will gehen.
„Bleibe hier, du kehrst nicht wieder!"
Schluchzt sein Weib in bangem Flehen.

„Wenn auch Noth und Elend drücken,
Laß uns nicht vom Guten weichen,
Leidenschaft dich nicht berücken,
Gott wird schon sich gnädig zeigen."

Doch des blassen Weibes Bitten
Hat der Wind hinweggetragen,
Denn schon weit ist er geschritten,
Um — ein Wilddieb — keck zu jagen.

II.

Stiller wird's in Wald und Fluren,
Und das Abendroth erblaßt,
Als er eines Hirsches Spuren
Kundig in die Augen faßt.

Und der Fährte nun bedächtig
Nach der finstre Jäger schleicht,
Als ein Edelhirsch sein prächtig
Zwölfgespitzt Gehörne zeigt.

Sicher faßt er seine Beute.
Kugel pfeift und Büchse knallt,
Daß es in des Waldes Weite
Laut hindonnernd widerhallt.

„Waidmanns Heil! — Es stürzt zusammen,
Schweißbedeckt das edle Thier.
Seiner Lichter*) dunkle Flammen
Blicken flehend auf zu mir."

*) Lichter heißen in der Jägersprache die Augen des Hirsches.

Also ruft er und behende
Stürzet mit dem Fänger dann,
Daß er rasch und ganz verende,
Auf den Hirsch der Jägersmann.

Jener aber — todesmuthig —
Hat sich mit der letzten Kraft
Von der Erde roth und blutig
Plötzlich wieder aufgerafft.

Reißet, wenn auch angeschossen,
Rasch den Jäger in den Sand;
Denn es haben sich die Sprossen
Eingebohrt in das Gewand.

Schleift den Feind mit Blitzesschnelle
Ziellos über Stock und Stein
Und durch Busch und Bach und Quelle,
Ueber Moor und Fels und Hain. —

III.

Und er ist nicht heimgekommen
Eine lange, lange Nacht,
Die die Gattin angstbeklommen,
Weinend, betend hat durchwacht.

Todesangst hat sie ergriffen,
Suchend eilt sie in den Wald,
Wo ihr endlich aus den Tiefen
Menschenton entgegenschallt.

Jetzt hat sie den Ort erreichet,
Sieht den alten Förster stehn,
Sieht — und wanket und erbleichet,
Und die Sinne ihr vergehn.

Denn ein Hirsch liegt an dem Boden,
Und ein Wilddieb nebenan,
Und sie kennet wohl den Todten,
Denn der Schütze ist — ihr Mann!

Alles zum Guten.

Im Morgenlande fern und heiß
Kehrt' einst von einer weiten Reis',
Das Saumthier führend an der Hand,
Ein Derwisch in sein Vaterland.

Die Nacht brach an, es war schon spät,
Als er vor einem Stadtthor steht,
Und flehend sprach: „O laßt mich ein,
Und euer Gast für heute sein.“

Hier aber wies man ihn zurück.
Er fügt sich ruhig dem Geschick,
Und spricht mit heit'rem, frommem Muth:
„Was Gott thut, das ist immer gut.“

D'rauf wählet er den nächsten Wald
Für diese Nacht zum Aufenthalt,
Wo er bei eines Feuers Gluth
Und bei dem Saumthier köstlich ruht.

Und Sturmwind kam mit Saus und Braus
Und löschte ihm das Feuer aus.
Des Löwen furchtbares Gebiß
Sein einzig Gut, das Thier, zerriß.

Und er erwacht. Beim Dämmerschein
Sieht er sich einsam und allein.
Er tröstet sich, und spricht mit Muth:
„Was Gott thut, das ist immer gut.“

Den andern Morgen geht er dann
Gemächlich an die Stadt heran.
O Schrecken! sie hat Räuberhand
Grausam verheert durch Mord und Brand.

„Wie gut, daß gestern mir die Stadt
Den Eintritt hart verweigert hat;
Und daß der Löw' den Esel nahm,
Noch eh' die Räuberhorde kam.

Und daß erlöscht des Feuers Gluth.
Was Gott thut, das ist immer gut!
Nur seh'n wir meist erst, wenn es tagt,
Warum uns Manches ward versagt."

Die drei Weihnachtsabende.

I.

Leise von dem Himmel nieder
Rieselt, flockenreich, der Schnee;
Prallt am Fenster spielend wider,
Sinket bald, steigt bald zur Höh'.

Schneidend ist die Kälte draußen,
Alles fühlt des Winters Macht,
Seine strengsten Winde sausen
Heute in der Christfest-Nacht.

Aber in den warmen Stuben
Tönt der Kinder Freude laut.
Seht nur jenen wilden Buben,
Der dem eig'nen Aug' mißtraut.

„Mein dies Alles? — Baum voll Lichter,
Bunte Fahne, Pferd und Spieß?"
Ach, fürwahr, wohl gleich dem Dichter
Träumt er sich in's Paradies.

Jubelnd springt er um die Gaben,
In der Brüder lautem Reihn;
An dem Anblick sich zu laben,
Des Besitzes sich zu freu'n.

Kehre wieder, Weihnachtsabend,
Meiner Kindheit höchstes Glück!
Kehre, mit dem Herz voll Unschuld,
Mir noch einmal nur zurück! — —

II.

Leise von dem Himmel nieder
Rieselt, flockenreich, der Schnee;
Prallt am Fenster spielend wider,
Sinket bald, steigt bald zur Höh'.

Schneidend ist die Kälte draußen,
Alles fühlt des Winters Macht;
Seine strengsten Winde sausen
Heute in der Christfest=Nacht.

Emsig aber in dem Zimmer —
Vor ihm lauscht der Kinder Schaar —
Bei des Christbaums munt'rem Schimmer
Weilt das treue Elternpaar.

Jahre sind vorbeigeflogen,
Unser Knabe ist ein Mann,
Der, vom Schicksal auferzogen,
Manches euch erzählen kann.

In den Kleinen blüht ihm wieder
Seiner frühsten Kindheit Glück.
Süße Träume steigen nieder,
Führen Jahre ihn zurück.

Und er hat das Fest bereitet,
Was ihn sonst so oft erfreut;
Hat, vom treuen Weib geleitet,
Weihnachtsfreuden jetzt erneut.

Glocke tönet — Thüren springen —
Jubelnd naht sich Groß und Klein;
Wie sie jauchzen, lachen, singen,
Wie die Eltern still sich freu'n.

Arm in Arm stehn sie und weiden —
Fast zersprengt's die volle Brust —
Sich an ihrer Kinder Freuden,
Selig in des Gebens Lust.

III.

Leise von dem Himmel nieder
Rieselt, flockenreich, der Schnee;
Prallt am Fenster spielend wider,
Sinket bald, steigt bald zur Höh'.

Schneidend ist die Kälte draußen,
Alles fühlt des Winters Macht;
Seine strengsten Winde sausen
Heute in der Christfest-Nacht.

Um des Vaters Sterbelager
Kniet verzweifelnd Kind und Frau;
Seine Züge fahl und hager;
Auge starr und Lippe blau.

Betet, denn die Engel tragen
Seinen Geist nach lichten Höh'n.
Euer Weinen, euer Klagen
Kann zurück ihn nimmer flehn.

Aber sieh! zu neuem Leben
Ist des Geistes Aug' erwacht.
Tausend Sonnen sieht er schweben,
Flammend in erhab'ner Pracht.

Durch des Weltalls weite Räume
Weht ein unerklärlich Licht.
„Ist es Wahrheit, sind es Träume,
Täuschet Phantasie mich nicht?

Wie ein Christbaum, sonder Gleichen,
Flammt es durch die Ewigkeit,
Welt und Sonnen seh' ich neigen
Sich vor Gottes Herrlichkeit!" —

Und die Seele faßt ein Beben,
Und Entzücken reißt sie fort;
Denn erwacht zum höchsten Leben
Ist er, auf der Allmacht Wort.

Der Pole.

Der Mond scheint hell. Wie Geisterflug,
Gespenstrisch, fleugt der Wolken Zug.

Nur Schnee — so weit das Auge schaut —
Und Eis, das sich zu Bergen baut.

Der Nordwind heulet hohl und kalt;
Der Zobel sucht den Fichtenwald.

So still die Welt im Todtenkleid?
So furchtbar hehr die Einsamkeit?

Das ist, in ihrer weißen Pracht,
Sibiriens grause Winternacht.

Und sieh! — allein im weiten Reich
Ein schlanker Jüngling, ernst und bleich.

Gestützt auf seiner Büchse Lauf,
Blickt sinnend er zum Himmel auf.

„Die Eltern — o beneidet Loos —
Sie schlummern in der Erde Schooß.

Und sie, die meines Lebens Stern,
Die Braut, so unerreichbar fern.

Das Auge trüb', die Wang' erblaßt,
Hat banger Wahnsinn sie erfaßt.

Mein Vaterland! . . . .“ Hier schwieg er still,
Weil schier das Herz ihm brechen will.

Der Pole geht, — und in das Eis
Fiel schmerzlich eine Thräne heiß.

Und still die Nacht im Todtenkleid,
Und furchtbar hehr die Einsamkeit.

So glänzt, in ihrer weißen Pracht,
Sibiriens grause Winternacht.

Der Troubadour.

Die Dame an dem Fenster weilt
Und hört den Troubadour,
Der, eh' er zu dem Kampfe eilt,
Noch einmal Treue schwur:
„Das Vaterland will meinen Arm,
Ja, ihm dies gute Schwert;
Doch dir dies Herz, so liebewarm,
Das dich so hoch verehrt!"

Und wo gedrängt die Feinde stehn,
Wo wild der Kampf erbraust,
Da sieht man seinen Helmbusch wehn,
Und seine Klinge saust:

„Das Vaterland will meinen Arm,
Ja, ihm dies gute Schwert;
Doch dir dies Herz, so liebewarm,
Das dich so hoch verehrt!“

Und er erlag der Uebermacht,
Wie tapfer er auch rang;
Schon deckt sein Auge Todesnacht,
Als noch dies Lied erklang:
„Dem Vaterlande meinen Arm,
Mein Blut und dieses Schwert;
Doch dieses Herz, so liebewarm,
Ihr bis zum Tod gehört!“

Bei Gelegenheiten.

Die Tempelweihe.

(Festgedicht am Tage der Einweihung der neuen Synagoge zu Mannheim.)

„O Morgenland, o Palmenland!
Wie hab' ich doch nach deinen Auen
Mein Auge oft schon hingewandt,
Die Wunderherrlichkeit zu schauen,
Worin dort Alles steht und prangt.
Ich hör' im Geist die Eichen rauschen,
Ich seh' die Ceder vor mir stehn,
Ich möchte träumend d'runter lauschen
Und selig auf- und niedergehn.
O Morgenland, o Sonnenland,
Ist nicht in dir das Licht entglommen,
Das, von des Horeb's Höh'n gesandt,
Nun über alle Welt gekommen?
O, sei mir tausendmal gegrüßt,
Du Land, wo Milch und Honig fließt.
Hoch rauschen über mir die Palmen,
Und die Gefühle werden Psalmen.
Aus jedem Blumenkelche quillt
Die Liebe, die mein Herz erfüllt!"
So hör' ich heiße Sehnsucht klagen
In niegestilltem Heimathschmerz,

So klingt es seit des Unglücks Tagen
In Israel in jedem Herz.
Dort stand der Tempel, hocherhaben,
Dem ewig ein'gen Gott geweiht,
Der durch die Fülle seiner Gaben
Sein Volk erhob zur Herrlichkeit.
Dort streut' der Dichtung reinste Blüthen
In heil'gen Liedern David aus,
Und Psalmen, die voll Liebe glühten,
Erfüllten jauchzend Gottes Haus!
O rauschet, Harfen, rauscht, ihr Klänge,
Des Volkes heilige Gesänge!
Aus jedem einz'len Tone quillt
Die Liebe, die mein Herz erfüllt!
Doch wie? warum zurück denn wenden
Den Blick in solche ferne Zeit?
Du bist dem Augenblick geweiht!
Soll unfruchtbarer Schmerz nie enden?
Die Väter ruhn am Jordan-Strand,
Sie ruhn seit Tausenden von Jahren,
Du magst die Liebe ihnen wahren,
Dir blüht ein neues Vaterland.
Du bist aus deutschem Fleisch und Bein,
Deutsch ist dein Herz, deutsch deine Sprache,
Deutsch klingt dein Jubel, deine Klage,
Willst du nicht ganz ein Deutscher sein?
Und ist Jerusalem gesunken,
Sein Tempel nur noch Schutt und Staub,
Bedenk', dem Zeitenstrom zum Raub

Wird, was das ird'sche Licht getrunken.
Und ist's denn nicht ein Freudentag
Voll hoher, festlich hoher Stunden,
Den heute Israel gefunden,
Wie's kaum sonst einen finden mag?
Dein Tempel steigt in hoher Schöne,
Ein junger Phönix, stolz empor;
Begrüßet ihn im Jubelchor,
Begrüßt ihn segnend, Aaron's Söhne!

Doch, kennt ihr auch des Tempels Weihe?
Als einst Jesaias vor dem Herrn,
Dem König über Meer und Land,
Dem Könige der Kön'ge, stand,
Des ew'gen Lichtes ew'gem Stern,
Da sank er, heil'ger Furcht zum Raub,
Anbetend in den Staub!
Und Seraphim, er sah sie stehn,
Die „Heilig! Heilig! Heilig!" riefen,
Und alle Höhen, alle Tiefen
Erfüllte Gottes mächtig Wehn!
Er aber sprach: „Weh' mir! weh' mir!
Ich bin ein Mann unreiner Lippen,
Wie dürft' ich aus dem Kelche nippen
Der Herrlichkeit, die ich gesehn?"

Da stieg, mit glänzendem Gefieder —
Die Kohle von des Altars Brand,

Die glühende, in seiner Hand —
Ein Seraph zum Propheten nieder,
Berührt' mit ihr des Mannes Mund
Und sprach: „Wie du nun heilig, rein,
Sollst du Jehovah's Bote sein.
Auf, mache seinen Willen kund!"

O Israel! kennst du die Kohle,
Die glühende, aus heil'gem Brand
Dort in des lichten Seraph's Hand?
Sie ist ein Bild der heil'gen Gluth,
Die tief in Gottes Herzen ruht,
Ein Bild der reinsten, höchsten Liebe!
Was sie berührt, ist ewig rein,
Was sie erfüllt, muß göttlich sein!

D'rum auf! erschließe deine Augen!
Siehst du des Ew'gen Seraphim
Aus goldnen Wolken niedertauchen?
Hoch über deinem Tempel schwebt
Der Geist, der ewig wirkt und lebt,
Der Geist, der aus der Liebe Kraft,
Dich, sich und alle Welten schafft;
Der Geist, der mit der Liebe Banden
Umschlungen Welten, Meer und Landen,
Der Geist, der mit der Liebe Gluth
In jedem Menschenherzen ruht!
Der Geist der höchsten Herrlichkeit,
Der liebend deinen Tempel weiht!

So möge denn dem höchsten Triebe,
Der reinen, edlen Menschenliebe,
Dies Gotteshaus gewidmet sein!

Ergreift die Harfen! singet Psalmen!
  Begeistert durch die Seele zieht,
  Gott Zebaoth, ein hohes Lied,
Wie es erschallt einst unter Palmen.
Halleluja! Laßt uns ihm danken,
  Ihm, dem des Weltalls Dank gebührt,
  Der uns an treuer Hand geführt,
Ein Führer fest und sonder Wanken!
Doch soll der Dank zur That auch werden,
  Verklärt durch Liebe, Licht und Recht
  Ersteh' in uns ein neu Geschlecht,
Zur Zierde dieser schönen Erde!
  Halleluja! Herr Zebaoth!
  Halleluja! dem ew'gen Gott!
  Halleluja! Jauchz', Israel!
Dein Tempel steigt in hoher Schöne,
  Ein junger Phönix, stolz empor;
  Begrüßet ihn im Jubelchor,
Begrüßt ihn segnend, Aaron's Söhne!
  Halleluja! Herr Zebaoth!
  Halleluja! dem ew'gen Gott!

Hochzeitsgruß.

Umrauscht von Lust und Freude,
Begrüßt von Lieb' und Licht,
Entströmt der Seele heute
Mein glühendstes Gedicht!
Der Liebe soll es gelten,
Die hier im Herzen glüht,
Und auf Millionen Welten
Als Himmelsblume blüht.

Ihr beugt sich, was da lebet,
So weit die Schöpfung geht;
Von ihrem Hauch erbebet,
Was jauchzend sie umweht!
Auch euch ist sie erspossen
Mit ihrem duft'gen Sein;
Wie Sonnengold ergossen
Hat sich's in's Herz hinein.

Des Lebens schönste Stunde
Begrüßt ihr jetzt entzückt,

O, daß im heil'gen Bunde
Euch jede so beglückt!
Wie in dem Kranz sich Blüthe
An Blüthe liebend fügt,
Euch still in dem Gemüthe
Sich Freud' an Freude schmiegt.

Schaut auf! die Winde wehen
Frisch in des Eh'stands Schiff!
Wo eure Sterne gehen,
Da droht kein tückisch Riff.
Die Anker froh gelichtet,
Das Steuer in die Hand,
Den Blick auf Gott gerichtet,
Fort zum gelobten Land!

Fort, fort! zum Land der Liebe,
Wo stille Freuden blühn,
Die süßesten der Triebe
Im treuen Herzen glühn!
Und wenn auch Stürme brausen,
Das Meer sich wüthend hebt,
Laßt brausen nur, laßt brausen,
Wenn nur „die Hoffnung" lebt!

Die Hoffnung kann nicht trügen,
Sie hat sich schon bewährt;
Wenn alle Sterne lügen,
Sie bleibet unversehrt.

D'rum Hoffnung in dem Herzen
Und heit'res Gottvertraun,
So wird in Glück und Scherzen
Sich eure Zukunft baun!

Umrauscht von Lust und Freude,
Begrüßt von Lieb' und Licht,
Entströmt der Seele heute
Mein glühendstes Gedicht:
Die Liebe euch bewahre,
Die lächelnd ein hier zog:
Darum dem jungen Paare
Ein donnernd „Lebe hoch!"

Deutscher Gruß an Amerikas Sternenbanner.

Die Winde weh'n, die vollen Segel schwellen,
Der Dampfer raucht, — „an Bord!" ruft es, „an Bord!"
Da werden Augen rasch zu Thränenquellen,
Denn Tausende reißt's von der Heimath fort.
Des Daseins Jammer hier nicht mehr zu tragen,
Seht ihr sie kühn die Fahrt nach Westen wagen.

Einst gab's ein Mährchen vom magnet'schen Berge,
Der alle Schiffe mächtig an sich zog,
Dem jeder Nagel, wie das Holz ihn berge,
Jed' Stückchen Eisen jäh entgegenflog.
Da half kein Kämpfen, half kein Widerstehen,
Hin mußt' das Schiff, das diesen Berg gesehen.

Dies Mährchen ist zur Wahrheit jetzt geworden,
Der Berg zum Land, das Schiff zum Menschenherz.
Fort, nach Amerika! ruft's aller Orten,
Besiegt wird Alles, selbst der Trennung Schmerz,
Familie, Heimath . . . Niemehrwiedersehen!
Es ist ein Zug, dem nichts kann widerstehen.

Und sagt: was ist des Zug's geheimes Wesen? . . .
Es ist die Sehnsucht nach dem freien Land:
Dort will so manches arme Herz genesen,
Das hier nur Thränen für sein Hoffen fand;
Dort kannst du alle deine Kräfte regen,
An Geist und Körper freier dich bewegen.

Und eine große Zukunft siehst du tagen,
Dort wo das Sternenbanner freudig weht,
Wo alle Herzen für die Freiheit schlagen,
Die mit der Ordnung streng vereinigt geht;
Wo Bürgertugend höchster Ruhm und Ehre,
Und das Gesetz des Mannes beste Wehre!

Nach diesem Land nun wollt ihr Freunde ziehen,
So nehmt den Gruß an's Sternenbanner hin;
Wo schon so viele deutsche Kräfte blühen,
Gedeiht gewiß auch echter deutscher Sinn.
Auf! . . . füllt die Becher, . . . füllt sie freudig wieder:
Amerika und Deutschland seien Brüder!

Nachruf

an

Eduard Mokrzeski. *)

Den 23. Januar 1832.

Leb' wohl! Leb' wohl! du junger Held aus Norden,
Nimm diesen Kuß Mokrzeski, und leb' wohl!
Es rauscht mein Lied, ach! nur in schwachen Worten,
Doch dieses Herz schlägt dir so liebevoll.
Vergiß sie nicht die schönen, großen Stunden,
Die nur zu schnell in Freundes Arm verschwunden.

---

*) Sprich: Moktscheski.

Es treibt die Ehre dich vom Land der Lieben;
Die Freiheit sank, dein Polen ist nicht mehr;
Doch Hoffnung bleibt, wenn sonst auch nichts geblieben,
Und wehet tröstend dir Begeist'rung her.
Ergreife sie und glaub': in ihren Armen,
An ihrer Brust muß selbst der Tod erwarmen.

Und ziehst du nun, ein Fremdling, in die Weite,
So denke mein, der dich so treu geliebt;
Daß dich mein Geist in alle Welt geleite,
Und dir mein Herz die stille Thräne gibt.
Denn die wir uns so glücklich hier gefunden,
Die Freundschaft hat, die Freiheit uns verbunden.

Und kehrst du einst zu deinem Vaterlande,
Umschlingt ein Lorbeerkranz dein freies Haupt,
So denk an den, der sich dein Bruder nannte,
Als Freiheit dir und Vaterland geraubt.
Und sehen wir auf Erden nie uns wieder,
So küssen wir uns jenseits doch als Brüder! —

An Julie, Baronesse von Szent-Ivanyi.

(Bei Gelegenheit eines gewonnenen Vielliebchens. München 1842.)

Gewinnen ist den Damen eigen,
Dies wird ein Jeder eingestehn;
Wer könnte auch, wenn sie sich zeigen,
Wohl ihren Reizen widerstehn?

Sie haben es ja selbst bewiesen,
Wie stark Sie im Gewinnen sind,
Ein Gatte liegt zu Ihren Füßen,
In Ihrem Arm ein schönes Kind.

Natürlich bleibt es da am Ende,
Daß Ihre List den Scherz gewann,
Drum nehmen Sie die kleine Spende —
Tribut der Achtung, — freundlich an.

Im Leben heißt's meist nur „verlieren,"
Bald Hab und Gut, und bald — das Herz,
Das ein' ist hin, was hilft das Zieren,
Ich deck' die Schmerzen mit dem Scherz!

Zum sechzigsten Geburtstage.

(An eine mütterliche Freundin, begleitet von einem Blumensträußchen.)

Zu des Geburtstags frohem Feste —
Auf daß sich Aug' und Herz erfreut —
Bring' ich, geehrte Frau, das Beste,
Was jetzt Natur an Blumen beut.

O möchten deine künft'gen Stunden,
Vom großen Gärtner dort gewunden,
Doch auch ein Strauß von Blumen sein;
Ich flöchte dann von meiner Seite,
Mit tausend Wünschen im Geleite,
Noch Lieb' und hohe Achtung ein!

Fritze!

Wenn ich diesen Namen höre,
Fühl' ich in der tiefsten Brust
Eine wunderbare Lust!
Denn in ihm liegt still verborgen,
Wie in einem Heiligthum,
Was der Menschheit Glanz und Ruhm!

Freiheit grüßt mich, wie die Sonne,
Die durch dichte Nebel dringt,
Und der ganzen Schöpfung Wonne,
Leben, Licht und Wärme bringt.

Reinheit ruft das zweite Zeichen
Warnend meiner Seele zu.
Erd' und Himmel mögen weichen,
„Reinen Herzens" wankest du?

Jugend sei dem Geist verliehen,
Jugendfülle, Jugendkraft;
Mögen dann die Jahre fliehen,
Wenn der Geist nur rüstig schafft!

Treue ist des Lebens Krone!
Treu sich selbst, treu seinem Ziel,
Werde Treue dem zum Lohne,
Der in Treue sich gefiel.

Zart sei, Mädchen, zart und innig
Gegen den, der heiß dich liebt,
Und dir freudig, herzlich, minnig
Seine ganze Seele gibt.

Ewig aber soll da leben,
Was du Gutes ausgestreut;
Ewigkeit dem reinen Streben,
Das dein edles Herz erfreut!

An mein Fritzchen im Morgenschlummer.

Wie aus des Winters Schnee ein Röschen roth
Mir einst den zauberhaften Anblick bot,
So seh' ich dich mit heimlichem Vergnügen
Dein Köpfchen in die Kissen schmiegen.
Doch Röschen sticht,
Wenn man es bricht,
Welkt hin,
Ist todt!
Mein Zauberröschen, wangenroth,
Sticht nicht und wird nicht bleicher,
Nein immer reich und reicher
Entfaltet Geist und Herz und Liebe sich in ihm.
Drum hab' ich dieses Röschen mir gepflückt,
Das durch das ganze Leben mich entzückt!

24. April 1855.

Poesie.

(Meinem Sohne Gustav in ein für Poesien bestimmtes Album.)

So sei dies Büchlein denn von heut'
Der holden Poesie geweiht, —
Der Poesie, des Erdendaseins schönster Blüthe,
Wie sie dem dicht'rischen Gemüthe
In heil'gem Schwung, in Schmerz und Freud',
In Lust und Noth und Seligkeit
Entquillt, — ein reicher Born,
Ein zauberhaftes Wunderhorn,
Ein Balsam für das wunde Herz,
Ein Trost im Leid, ein Halt im Schmerz,
Ein Panzer gegen Spott und Hohn,
Ein Flügel, auf zu Gottes Thron!

Noch ist sie dir ein fremdes Feld,
Noch eine unerschloss'ne Welt;
Doch hast du Sinn, Empfänglichkeit für sie,
So wird sie bald die süße Harmonie
Der Sphären dir erschließen,
Und neu geboren, wie ein Göttersohn,
Wirst dann an ihrem heil'gen Thron
Ein selig Leben du genießen.

Doch soll dies Buch mit seinen Dichtergaben
Für dich auch wahren Werth noch haben,
So eig'ne dir mit Emsigkeit
Das Gute an, was es dir beut.
Und was sie Edles, Schönes hier legt nieder,
Das spiegle sich in deinem Leben wider!

In's Album.

I.

(Eine Mutter ihrem Sohne.)

In's schön verzierte Album soll ich schreiben?
Ich schriebe, theures Kind, dir lieber in das Herz:
Du sollst als Mann „gut" und „vernünftig" bleiben,
Dir selbst genug in Freuden wie im Schmerz.
Wer auf sich selbst und eig'ne Kraft vertraut,
Hat seine Hoffnung nie auf Sand gebaut.

Du sollst ein Herz in deinem Busen tragen,
Das auch im Alter noch voll Kindlichkeit und rein,
Das nie vergißt für's Ewige zu schlagen,
Dem Schönen sich, dem Edlen auch zu weih'n.
Dann ist dein Herz ein Quell der höchsten Lust,
Dann trägst du Welten in der eig'nen Brust.

Doch wie die Sonne Licht und Wärme strahlet,
Und Blüth' und Früchte freundlich lockt und reift,
Die ganze Welt in Gold und Farben malet,
So ist die Lieb', die in die Seele greift.
Willst du recht glücklich sein, recht froh und gut,
Erhalte dir der Liebe heil'ge Gluth!

In's Album.

II.

Soll ich ein süßliches Gedicht
Dir auf dies Blättchen schreiben?
Von Rosen und Vergißmeinnicht,
Von Weisheit, Tugend, Recht und Pflicht
Gehörig übertreiben?
Dann siehst du wohl das Blättchen an,
Legst still es in dein Buch,
Und denkst: „Wer so was schreiben kann,
Von dem weiß ich genug!"
Drum sag' ich lieber kurz und gut:
„Du bist mir lieb' und werth!"
Und wünsch', daß jedem Biedermann
Ein solcher Freund bescheert.

In's Album.

III.

Es ist ein wohlbekannter Brauch,
Daß Zweie sich zum Angedenken
Ein Blättchen in ihr Album schenken,
Geschmückt durch zarter Verse Hauch.
Doch wie Papierchen, leicht bewegt,
Ein leiser Wind von dannen trägt,
So schwindet oft die Freundschaft auch.
Drum geb' ich dieses Blättchen hin,
So wünsch' ich, daß ein tief'rer Sinn
Im Worte Freundschaft liege.

In's Album.

(An Adele Benedict.)

IV.

Wie die Sternlein wunderbar
Grüßen uns so licht und klar,

Wie der kühle Bergesquell
Sich ergießt so rein und hell,
So, mein Kind, in Lust und Scherz
Bleibe rein und klar dein Herz.

Wie das Vöglein auf dem Zweig,
Wie das Fischlein in dem Teich,
Wie im duft'gen grünen Klee
Munter hüpft das junge Reh,
Wie die Blume sorglos blüht,
Bleib', Adele, dein Gemüth.

Wie die Welt in Abendgluth
Freundlich, still und glücklich ruht,
Spieg'le sich dein ganz Geschick
Nur in sonnenhellem Glück;
Wie dein Lebensmorgen war,
Bleib' dein Leben immerdar!

Seerach den 17. August 1849.

Zum Dank.

(Beim Empfang zweier vergoldeter und gemalter Porzellankörbchen, die in Moos gepackt waren.)

So flattre denn, von Dampf getragen,
Den tiefgefühlten Dank zu sagen,
Dies Blättchen meinen Freunden hin,
Denn was, wie Sarons holde Rose,
Ihr weich gebettet habt im Moose,
Mit Sorglichkeit und zartem Sinn,
Ziert wohlerhalten nett und fein
Den euch bekannten Silberschrein.

Auch hat es — wie ihr es verpflichtet —
Gar treu und pünktlich uns berichtet,
Was ihr ihm freundlich anvertraut:
„Grüß Gott!“ — begann's mit leisem Klingen, —
„Ich soll euch schöne Grüße bringen,
Und wie ihr mich hier golden schaut,
Und schön gemalt von Künstlers Hand,
Bin ich ein neues Freundschaftspfand!“

Nun wohl, so sei's, ihr Lieben, Guten!
Vergoldet fest in Feuersgluthen
Hat man die Körbchen schlank und fein,

So sollen uns're Freundschaftsbanden
Auch in des Lebens wildem Branden
Stets feuerfest vergoldet sein.

Und wie die Blumen, die sie schmücken,
Dem Herz und Auge ein Entzücken,
Ein sinnig Bild von Lust und Scherz, —
Laßt gegenseitig uns das Leben
Mit Lieb' und Freuden uns durchweben,
Ein Sinn, ein Geist, ein Wort, ein Herz!

Am Grabe eines jungen Mädchens.

Es braust ein Sturm, der Tod genannt,
Wild zürnend über Meer und Land,
Und was er faßt, und was er greift,
Das ist dem Untergang gereift.
Die Ceder sinkt auf Libanon,
Der König von dem gold'nen Thron,
Der Jüngling in des Lebens Mai . . . . .
Auch dir brach er das Herz entzwei:
So schlafe denn, du holde Rose,
Sanft in der Erde kühlem Schooße!

Es wogt im Leben ohne Wahl
Der Trennung Schmerz, der Trennung Qual!
Denn Alles ist ein flüchtig „Wehen“,
Ein eilig „Kommen“, eilig „Gehen“;
Selbst was, wie du, so sanft und gut,
So treu am treuen Busen ruht,
Entführt der Tod mit kalter Hand
In jenes unbekannte Land:
So schlafe denn, du holde Rose,
Sanft in der Erde kühlem Schooße!

Doch strahlt auch über Grab und Tod
Ein wunderlieblich Morgenroth:
Das ist der Liebe gold'nes Licht,
Das tief aus uns'rer Seele bricht,
Das über's Grab, vor dem uns graut,
Selbst eine heit're Brücke baut;
Das nie die Gluth ersterben läßt,
Mit der wir dich an's Herz gepreßt:
D'rum schlafe sanft, du holde Rose,
Tief in der Erde kühlem Schooße!

An Frau Schröder-Gerlach.

(Nachdem sie die Rolle der Marthe im Faust und Dawison den Mephistopheles gespielt.)

In einer Krone, prachtvoll ausgeschmückt,
Hat oft mein Aug' ein Steinchen schon erblickt,
Mehr werth selbst als die Kron' mit ihrer Pracht!
So war's im „Fauste" gestern Nacht.
Von allen Rollen, groß und kleine,
War keine
So trefflich durchgeführt als deine:
Vom Teufel hier natürlich nicht zu sprechen,
Der würde sonst den Hals mir brechen.
Doch, was will das?
Ein dummer Teufel, der nicht glänzend siegt,
Wenn solche Roll' in seinen Händen liegt!

24. April 1855.

Zum Schlusse meiner Vorlesungen über Chemie.

In Wissenschaft und Kunst, Vernunft und Wahrheit
Verklärt der Mensch, was ird'schem Stoff entsprang;
Sein Geist erfaßt in selbstbewußter Klarheit,
Was lang chaotisch nach dem Lichte rang!
Er greift das Hohe, zügelt niedre Triebe,
Entschleiert der Gesetze ew'ge Macht,
Raubt dem Olymp das Feuer heil'ger Liebe,
Das schönste Licht in dieser Erdennacht.
Doch hat er noch das Höchste nicht gefunden,
So lang er nicht der Schönheit Kranz gewunden!

Das ist das Göttliche, das Ewig-Eine,
Daß in der Schönheit Alles sich verklärt,
Von ihr geführt, in lieblichem Vereine,
Sich Alles dir als „Göttliches" bewährt.
Der Sturm, der rasend Wald und Berg zertrümmert,
Der Zephyr, der mit Rosenknospen spielt,
Das gold'ne Licht, der Wurm, der unbekümmert
Und lebensfroh sich durch den Moder wühlt,
Sie alle weiß, in dem Gesetz des Schönen,
Der ew'ge Geist mit Liebe zu versöhnen!

Doch, dies zu finden, mußt du dich erheben
Aus träger Ruh', pedantisch ernstem Sein;
Im Denken nur gewinnst du dir das Leben,
Und forschend nur kannst du dich Höh'rem weihn.
So haben wir in stillen Abendstunden
Dem Treiben mancher Kräfte nachgespürt,
Manches Gesetz, manch' tiefen Blick gefunden,
Manch' Räthsel seiner Lösung zugeführt.
Doch wußten wir auch hier stets zu versöhnen,
Die ernste Wissenschaft mit Poesie zu krönen.

Wir sind am Ziel! des Winters Stürme weichen,
Bald ruft der Lenz in die Natur hinaus;
Da muß der ernste Redner billig schweigen,
Denn Jubel herrscht im großen Vaterhaus.
So lebt denn wohl, bis wir uns wiederfinden,
Nehmt meinen Dank für die Beharrlichkeit;
Und wollt ihr freundlich-liebend mich verbinden,
Behaltet Herz und Geist der Wissenschaft bereit.
Wenn edler Sinn und Wissen sich vermählen,
Wird „geist'ger Schönheit Krone" nimmer fehlen.

Mannheim 1855.

Inhalt.

Erstes Buch.

Natur, Welt und Leben.

Seite

Natur 3
Mein Gottesdienst 4
Der Elfentanz 8
Hosiannah 9
Sehnsucht nach den Bergen 11
Frühlingsmorgen 14
Einsam 15
Mainacht 17
Auf dem See 18
Wanderlied I. 20
Wanderlied II. 23
Gruß an die Heimath 25
Die Welt 26
Die Sprachen 28
Der rechte Mann 31

	Seite
Auch ich bin ein Soldat	34
Der deutsche Auswanderer	35
An die Ferne I.	36
An die Ferne II.	37
Im Schooße der Liebe	38
Der Dichter	39
Dichterträume	40
Das muthige Herz	49
Die Verlassene	51
Die Frage	52
„Lebe wohl!“	53
Abschied	55
Lieben	56
Das Herz	57
Die Wolke	57
Klage und Trost	58
Des Sängers Wunsch	59
Des Sängers Bitte	59
Das Leben	60
Wiegenlied	60
Die Lebensengel	62
Jugendfrische	62
Entsagen und Genießen	63
Lebensregel	64
Trost	64
Die schönste Krone	65
Wahrer Reichthum	65
Himmel und Hölle	66

Lust und Scherz.

	Seite
Der Kalbskopf als Lebensretter	69
Der Bürstenbinder	71
Der größte Stockfisch	73
Der Hammeldieb	74
„Er trinkt seinen Stiefel!“	76
Die gute Wirthin	78
Die Uhr der Zeiten	78
Der päpstliche Salat	81
Die Wette	83
Glaubensstreit	84
Storchlied	85
Des Zechers sechzigster Geburtstag	86
Ein christliches Gebet	89
Lang vergessener Besuch	91
Die sieben Seligkeiten des Confucius	91
Sprüche des Confucius I.	92
Sprüche des Confucius II.	93
Sprüche des Confucius III.	94
Sprüche des Confucius IV.	95
Sprüche des Confucius V.	95
Wie ich's liebe!	96
Aus des Teufels Wanderbuch	97
Stoßseufzer	100
Deutsch	101
Wer ist glücklich?	103
Mahnung	105

Seite
Trinklied 106
Weinlied 108

Ernst und Wahrheit.

Weisheit 113
Religion 113
Wahre Freiheit 114
Heiterkeit 115
Häusliches Glück 116
Muth und Sieg 117
Im Zorn 118
Geburt und Tod 118
Blumen und Herzen 119
Erwerben und erhalten 119

Gedichte religiösen Inhalts.

Reformationslied 123
Bundeslied 124
Erkenne dich selbst 126
Das Reich Gottes 127
Das höchste Glück 129
Geistesfreiheit 131
Das goldene Zeitalter 135
Geisteserntе 139
Die Verklärung 141
Palmsonntag 144
Ostern 147
Pfingsten 149

	Seite
Das Gebet des Herrn I.	152
Das Gebet des Herrn II.	154
Das Gebet des Herrn III.	156

Zweites Buch.

Poetische Erzählungen.

Judith	161
Piedra de la Madre	172
Die Tigerjagd	184
Die Afrakapelle zu Speier	194
Fürstenfreundschaft	198
Der Bramine	204
Juſſef-Abu-Amer-Almutatemen, Emir von Saragoſſa	212
Die Seeſchlacht	228

Balladen und Romanzen.

Schloß Heidelberg	235
Touſſaint l'Ouvertüre	268
Der Regent	271
Der Kaiſerſaal im Römer zu Frankfurt am Main	280
Der Wilddieb	289
Alles zum Guten	294
Die drei Weihnachtsabende	296
Der Pole	300
Der Troubadour	302

Bei Gelegenheiten.

	Seite
Die Tempelweihe	307
Hochzeitsgruß	312
Deutscher Gruß an Amerikas Sternenbanner	314
Nachruf an Eduard Mokrzeski	316
An Julie, Baronesse von Szent-Ivanyi	318
Zum sechzigsten Geburtstage	319
Fritze!	319
An mein Fritzchen im Morgenschlummer	321
Poesie!	322
In's Album. Eine Mutter ihrem Sohne. I.	323
In's Album II.	324
In's Album III.	325
In's Album IV.	325
Zum Dank	327
Am Grabe eines jungen Mädchens	328
An Frau Schröder-Gerlach	330
Zum Schlusse meiner Vorlesungen über Chemie	331

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Druck von
Otto Wigand
in Leipzig.